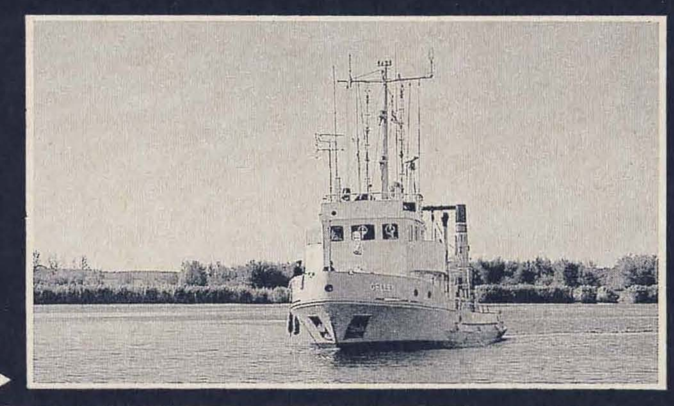
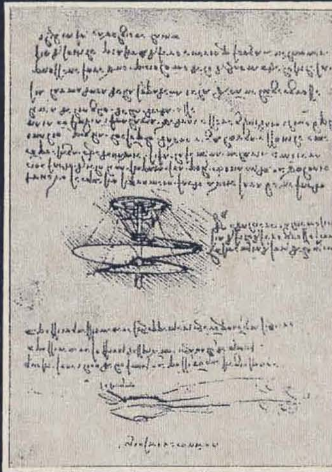

ar
4/87
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
BILDER
EINER
ÜBUNG



36 ▶





52 ▲ 44 ▲



60

78 ▶



INHALT

Ja, das glaube ich. Und zwar ganz im Sinne von Maxim Gorki, daß dort, wo das Proletariat herrscht, der Glaube aus der Erkenntnis der Kraft menschlicher Vernunft entsteht. Verkörpern aber heute nicht schon mehr als anderthalb Milliarden Menschen auf dieser Erde, Sie und ich eingeschlossen, eben jene Macht?

Natürlich wissen wir: die internationale Lage ist kompliziert und angespannt und von gefährlicher Brisanz. Ist sie damit aber hoffnungslos? Hat sich 15 Monate nach dem 15. Januar 1986 das an diesem Tag verkündete sowjetische Credo „Atomwaffenfrei ins nächste Jahrtausend!" als illusionär und frommer Wunsch erwiesen? Erich Honecker antwortete darauf erst jüngst: „So kühn diese Vorstellung sein mag, es sind die realen Möglichkeiten vorhanden, das große Ziel zu erreichen."

Das Kraftfeld des Friedens wird von gewaltigen Strömen getragen. Da ist, ich deutete es an, das Gesamtpotential des Sozialismus – zuallererst das im Land des siegreichen Roten Oktober. Dort wurde 1917 als erster gesetzgeberischer Akt nach dem Sturm auf das Winterpalais das Dekret über den Frieden beschlossen, denn Sozialismus und Frieden sind eins. Die Soldaten mit dem roten Stern waren es, die 1945 den Frieden wiederherstellten. Die UdSSR errang das militärstrategische Gleichgewicht als entscheidende Voraussetzung für die Bewahrung des Friedens in der Gegenwart. Und aus Moskau eben kam das umfassende und weitreichende Friedensprogramm unserer Tage – nicht als „Abrüstungsutopie", wie seine Gegner es verketzern, sondern als ein Plan der Maßnahmen mit konkreten und gangbaren Schritten sowie Terminen, die den tatsächlichen Möglichkeiten und Hoffnungen der Völker entsprechen.

Zum Gesamtpotential des Sozialismus gehört auch unsere Republik – eine der leistungsstärksten Industrienationen, aktiv im Dialog für eine Koalition der Vernunft und des Realismus, international anerkannt und geachtet. Indem wir hier bei uns weiterhin die entwickelte sozialistische Gesellschaft gestalten und mit unserem Soldatsein dafür sorgen, daß sie jederzeit auch militärisch geschützt ist, sind wir unmittelbar tätig, die Friedensidee zur materiellen Gewalt werden zu lassen. Wir stehen damit in jener Bewegung der Friedenskräfte, von der Erich Honecker sagte, daß sie sich in bisher nicht gekannter sozialer und politischer Breite entwickelt hat – umfassend „Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter ebenso wie Politiker, besonnene Militärs, Wissenschaftler, Jugendliche, Angehörige der Mittelschichten sowie Gläubige aller Religionen" auf allen Kontinenten unseres Erdballs.

Frieden wird sein, wenn alle alles dafür tun und die militaristischen Kräfte des Imperialismus zurückdrängen, sie mit friedlichem Druck zwingen, den Konfrontations- und Hochrüstungskurs aufzugeben. „Ich bin überzeugt", erklärte Michail Gorbatschow, „daß sich die Menschheit von den nuklearen Ketten befreien kann. Doch dafür muß man kämpfen, ernsthaft kämpfen."



Was ist Sache?

Glauben Sie daran, daß die Menschheit atomwaffenfrei ins nächste Jahrtausend gehen wird?
Matrose Bernd Wagner

Wird nur die 12 Stunden übersteigende Reisezeit zusätzlich gewährt?
Unteroffizier Jean Tröblitz

*

Da Sie als Unteroffizier auf Zeit dienen und vom Standort bis nach Hause und zurück insgesamt 15 Stunden unterwegs sind, haben Sie bei VKU und Kurzurlaub gemäß Ziffer 41 der DV 010/0/007 Anspruch auf zusätzliche Reisezeit; schließlich heißt es dort, daß dies bei einer Gesamtfahrzeit von 12 Stunden und mehr gilt. Im speziellen geht es Ihnen um die Berechnung: Erhalten Sie nun 15 Stunden Reisezeit oder nur die drei, welche über die eben erwähnten zwölf hinausgehen?

Ich zitiere dazu aus Anlage 1 zur Urlaubsvorschrift. Dort ist die zusätzlich zu gewährende Reisezeit als „Zeit von der Abfahrt vom Bahnhof des Standortbereiches bis zur Ankunft auf dem Bahnhof des Wohnortes und zurück" erläutert; gleichzeitig heißt es, daß Zwischenaufenthalte beim Umsteigen in die Berechnung einbezogen werden. Daraus folgt in Ihrem Fall, daß die Ihnen zu gewährende zusätzliche Reisezeit 15 Stunden beträgt.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Variationen über die Vernunftbegabten

Da ist einer in der Stadt, ein Verrückter offenbar, der klaut Damenschlüpfer von Wäscheleinen. Und ein anderer, der noch verrückter sein muß, macht sich im Gedränge überfüllter Straßenbahnen an Frauen 'ran, schlitzt ihnen mit der Rasierklinge unbemerkt das Kleid von oben bis unten auf und kann so die Frau, wenn sie ahnungslos aussteigt, in ihrer Unterwäsche sehen. Ein dritter schließlich legt Brände. Mehrere.

Die Stadt ist in heller Aufregung. Fieberhaft suchen die Kriminalisten um Genossen Bamberg; die Ermittlungsarbeiten laufen auf vollen Touren. In der Fachliteratur ist zu lesen, daß all diese Delikte von ein und demselben Mann begangen worden sein können, mehr noch – daß sich die Verbrechen in ihrer Schwere steigern können bis zum schrecklichsten, bis zum Mord. Endlich haben die Kriminalisten eine Spur. Und tatsächlich – es gibt nur einen Täter. Er ist geständig. Der Mann ist Dreher von Beruf, ist Familienvater, hat zwei Kinder und eine bildhübsche Frau zu Hause. Ist er ein Verbrecher oder ein Kranker? Ist der Auslöser für seine Untaten eine krankhafte sexuelle Veranlagung, die ihn zum hemmungslosen Damenwäsche-Fetischisten und zum Brandstifter werden ließ, oder ist er ein brutaler Krimineller? Die Kriminalisten haben ihre Arbeit getan, haben den Täter ermittelt. Doch Oberleutnant Bamberg vom Branddezernat ist noch nicht fertig mit der Sache ...

Siebenundzwanzig Jahre später – Bamberg ist inzwischen Major, Diplom-Kriminalist und Leiter der Morduntersuchungskommission – wird er vor dem allerschwersten Fall seines langen Berufslebens stehen. Ein Streckenwärter hatte einen grausigen Fund gemacht, einen weggeworfenen alten Koffer. Darin eingepfercht ein kleiner Junge. Ermordet. Bamberg hat die besten Mitarbeiter und Kriminaltechniker, die er sich wünschen kann. Dennoch, dieses furchtbare Verbrechen aufzuklären, soll der härteste Brocken für ihn und seine Genossen werden. Jan Flieger, sein lesenswertes Buch „Wo blüht denn blauer Mohn?" sei Euch nochmals empfohlen, stellt sich uns als Krimi-Autor vor. Anhand authentischer Fälle, die in den Jahren 1951 bis 1980 aufgeklärt wurden, zeigt er uns, aufgrund welcher Motive oder Triebe Menschen zu Verbrechern wurden und wie mühselig, zermürbend und hart die Arbeit der Genossen von der K oft ist. Bemerkenswert, daß er sich in seinen spannenden Erzählungen nicht allein auf Tathergang, Fahndung, Ermittlung und Verhör beschränkt, sondern auch die Persönlichkeiten der Kriminalisten und ihr Leben nach Dienst einfühlsam zeichnet. „Eine Stadt sucht einen Mörder" heißt dieses neue Buch aus dem Militärverlag der DDR.

Monatelang hatte das Kriminalisten-Team darum gerungen, den zu finden, der ein Menschenleben ausgelöscht hatte. Was aber geschieht mit einem, der dreihunderttausend Menschen umbrachte? Was ich hier las, ist zu schwer. Es geht hinaus über das, was ein Mensch sich vorstellen kann. Und doch ist es wirklich so gewesen an diesem Sommermorgen. An diesem 6. August 1945. Keine Phantasie reicht aus, das zu erfinden, was dort war. Nach diesem grellen Blitz. Wie die Menschen starben. Verschmorten. Verglühten. Sich auflösten. Dreihunderttausend Menschen, die Leute von Hiroshima. Es war eine einzige Bombe. Ein einziger Knopfdruck. Ein einziger US-amerikanischer Pilot. Er führte aus, was sein Präsident befohlen hatte. Gleichgültig. Eiskalt. Inferno, Hölle, Weltuntergang – das sind Wörter. Zu abstrakt, zu groß, als daß man begriffe, was sie meinen. Aber das einzelne Schicksal des Schulkindes, der jungen Frau, des Arztes, des Busfahrers, des einzelnen Menschen, der das erlebt hat und davongekommen ist – das läßt uns ahnen, wie das war. Diese brennenden, schreienden, blutenden Menschenmassen, das waren mit Liebe und Plage groß gezogene Kinder, waren Mütter, die das Mittagessen vorbereiteten, waren Männer, mit dem Fahrrad unterwegs in die Fabrik, waren Paare, die sich liebten noch an diesem Morgen, waren Menschen mit Gesichtern und Namen, mit Plänen und Hoffnungen, Träumen, Sorgen, genau wie wir in diesem Augenblick. Und weil weit weg in Washington der USA-Präsident es bestimmte, wurden hunderttausende auf die grauenvollste Weise umgebracht. Noch Jahr-



zehnte danach starben Opfer der Atombombenkrankheit, kamen mißgestaltete Kinder zur Welt. Eine einzige Bombe. Sie war nichts gegen die Massenvernichtungswaffen, die bereit stehen, die ganze riesige Erde zehnmal, zwanzigmal in Schutt und Asche zu bomben und mit ihr alles, was lebt. Man liest die erschütternden Augenzeugenberichte. Und man weiß nur eines: niemals wieder und nirgends darf das geschehen, niemals. Dafür alle Kraft, die wir aufbringen können! „An jenem Tag" – Literarische Zeugnisse über Hiroshima und Nagasaki. Fragt nach diesem Buch aus dem Verlag Volk und Welt, lest es, gebt es weiter, redet darüber. Das muß unter die Leute. Das muß jeder wissen. Damit jeder begreift, wie bitter ernst es uns damit ist, den Krieg schon im Frieden zu verhindern.

Keines Menschen Leben reicht aus, alle Wunder und alles Wunderbare der Natur zu erleben geschweige, es zu erkennen. Aber gewitzt, wie wir homo sapiens nun mal sind, konnten wir der Natur und speziell den Tieren schon allerhand Brauchbares und Nachahmenswertes abluchsen. Doch noch immer sind massenhaft Fragen offen. Beispiel: Haben Delphine eine Sprache? Was können wir von Insekten lernen? Wo haben Fische ihre Ohren? Wie orientieren sich Zugvögel über tausende Kilometer? Können zwei Augen in drei Richtungen sehen? Vor allem aber: Welchen Nutzen bringen uns die Antworten auf derartige Fragen? Des Rätsels Lösung heißt Bionik, jene junge Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, die Biologie mit dem Ziel zu erforschen, die gegenwärtigen technischen Systeme zu modernisieren und zu verbessern.

Die Erfindungen aus dem Reich der Tiere, von denen in einem sehr interessanten Buch die Rede ist, sind natürlich gar keine Erfindungen, sondern Ergebnis einer millionenfach variierten natürlichen Auswahl. Die guten „Einfälle" der Tiere zur Lösung unserer technischen Probleme auszunutzen steht weltweit in den Arbeitsplänen der Techniker, Physiker, Ingenieure. Da ist 'ne Menge erreicht. Stichwort Libelle-Hubschrauber. Trotzdem – es ist z. B. noch immer nicht gelungen, ein derart flexibles Unterwasserfahrzeug zu konstruieren, das den Bewegungen der Fische gleichkommt. Und selbst mit ausgeklügeltsten Konstruktionen und den allerbesten Werkstoffen schaffen es die Flugzeugkonstrukteure nicht, daß ihre Maschinen auch nur annähernd die Flugeigenschaften einer Stubenfliege erreichen. Geglückt aber ist z. B. die Entwicklung des Gyrotrons, eines elektronischen Gerätes, das die Lageveränderung von Flugzeugen anzeigen kann. Sowas hat jede Mücke unter der „Achsel"! Der ungarische Autor Ferenc Greguss stellt uns in seinem fesselnden Buch „Patente der Natur" vor. Bei diesem unterhaltsamen Streifzug durch die Bionik kann man allerhand lernen. Ein prima Buch aus dem Verlag Neues Leben Berlin.

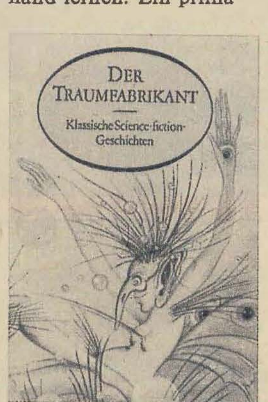
Und gleich noch mal Geschichten von erstaunlichen Erfindungen und phantastischen Abenteuern, diesmal jedoch erfunden, ersonnen, ersponnen von Schriftstellern aus zwölf Ländern, die sich für science fiction nicht zu schade waren. Klangvoll und hochberühmt die Namen: Jack London, Jules Verne, Arthur Conan Doyle, Edgar Allan Poe, Ambrose Bierce, Karel Čapek und viele, viele andere, die Ihr alle gut kennt. Laßt Euch von dem schauerlichen Wesen auf dem Schutzumschlag nicht abschrecken, diese klassischen SF-stories sind von der feinsten Art. Der Verlag Das Neue Berlin ließ sie von fünfzehn Künstlern phantasievoll illustrieren. „Der Traumfabrikant", ein besonders liebevoll und mit Geschmack gemachtes Buch. Ich wünsche Euch, daß Euch immer genügend Zeit zum Lesen bleibt.

Tschüß!

Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées



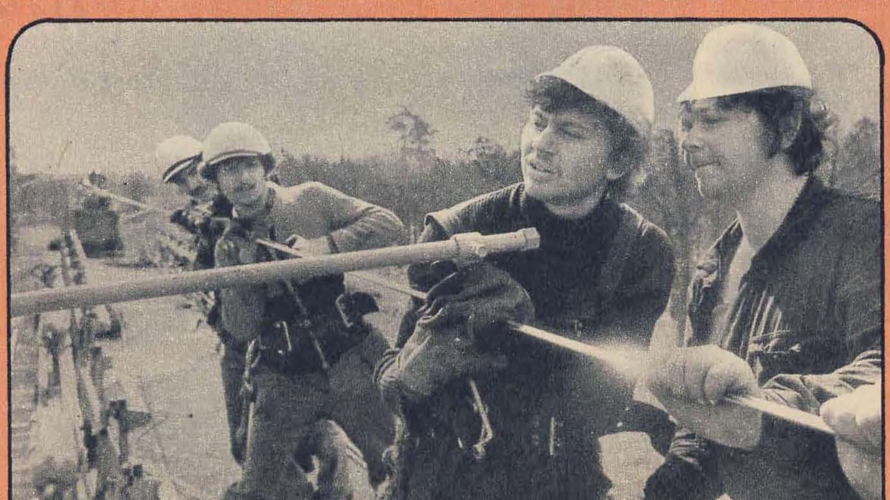














Wenn wir solchen Ruf hören, möchten wir doch gleich wissen: Wie ist denn das gemeint, he?! Etwa mit einem leicht empörten „ja, ja“ davor? Und hinterher drei vorwurfsvolle Punkte?

„Diese Jugend“ heute liebt Jeans und extrem enge (und extrem weite) Hosen „unmöglicher“ Formen, Farben, Schnitte. Auch Sportschuhe mag sie und geht damit sogar ins Theater(!). Die jungen Männer von heute sind nicht selten gut einen Kopf größer als ihre Väter (mit zwanzig Jahren im Schnitt 1,78), ihre Oberbekleidung nennen sie Tie-Schört und in der winterfesten Variante auch Swätt-Schört. Und die Haartracht erst: 'ne kurze neben 'ner langen Locke, und manchem stehen sie sogar gewaltig zu Berge. Von den klassisch-eckigen Tanz-Riten in den Disko-Dielen mal ganz zu schweigen ...

Was sagt man denn dazu?

Nun, wir könnten vorbeugend gleich mal auf einen 4000 Jahre alten Irrtum verweisen, auf jene Inschrift einer assyrischen Vase: „Oh, Götter, der Untergang der Welt ist nahe – die Jungen hören auf die Alten nicht mehr!"

Die müssen damals ganz schön Probleme gehabt haben.

Wir könnten natürlich auch sofort darauf verweisen, daß es unter Sozialisten noch nie üblich war, junge Leute allein nach ihrem Äußeren zu beurteilen. Und wir könnten gleich eine ganze Ladung Zitate von Marx-Engels-Lenin nachschieben, womit sich – völlig unabhängig von der Bart-, Haar- und Hosenlänge, dafür aber wissenschaftlich exakt und unschlagbar – die historische Bedeutung der Jugend für die Revolution, ja für jeden Fortschritt in der Welt nachweisen ließe.

Bißchen zu dicke aufgetragen? Kaum. Lassen wir den Dichter Heinrich Heine zu Wort kommen: „Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen und denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefsten und geizt nicht, wo es gilt eine kühne Teilnahme an Bekenntnis und Tat."





Kann man auch mit Tatsachen beweisen.

Carl Friedrich Gauß war 17 Jahre alt, als er die mathematische Methode der kleinsten Quadrate entwickelte. Der britische Physiker James Prescott Joule entdeckte mit 22 Jahren die magnetische Sättigung des Eisens und mit 25 das Gesetz der Erhaltung der Energie. Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski entwarf mit 23 Jahren sein erstes Ganzmetallflugzeug. Marx war 30, Engels 28, als sie das Kommunistische Manifest schrieben. Alexander Puschkin schuf mit gerade 31 Jahren seinen in die Weltliteratur eingegangenen Versroman „Eugen Onegin"... Unter den Kämpfern der Kommune 1871 – die Pariser Jugend. Wer stürmte 1917 das Winterpalais des russischen Zaren? Soldaten, Matrosen und junge Arbeiter. Und es waren Hunderttausende, ja Millionen Komsomolzen unter jenen, die 1945 den Faschismus in Deutschland zerschlugen.

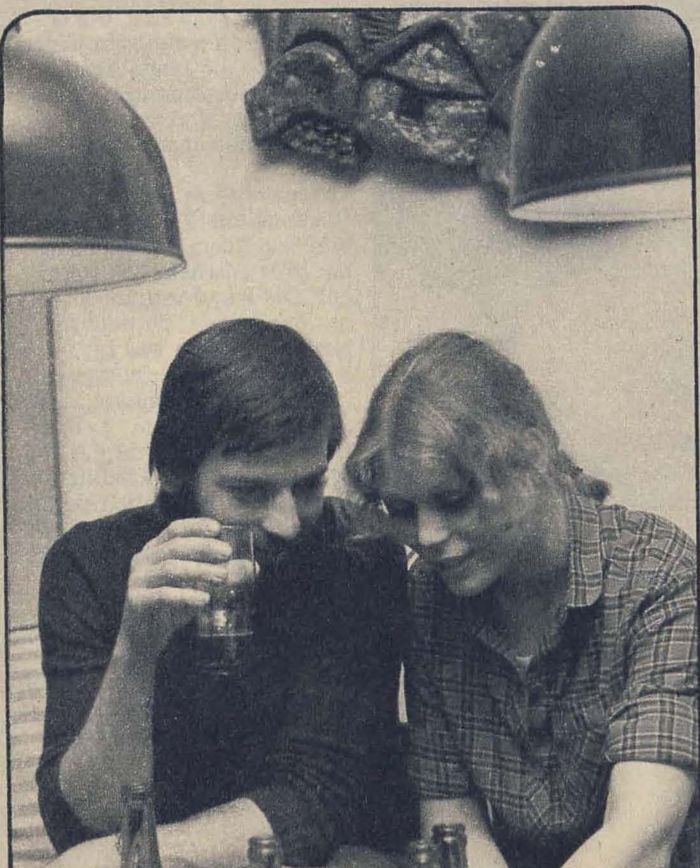
Es waren doch die Erfahrungen und Lehren der eigenen Kämpfe, daß auch die deutschen Kommunisten von jeher der Jugend mit besonderer Aufmerksamkeit und Sympathie entgegenkamen. „Wir müssen die Jugend als kämpfe-

risches Element betrachten, das wir brauchen, und sind verpflichtet, ihr die größte Aufmerksamkeit zu schenken ... Die Jugend hat eine andere Mentalität als die erwachsene Arbeiterschaft. Man muß verstehen, die Jugend zu behandeln, um sie zu gewinnen und für die revolutionären Aufgaben zu erziehen." – Ernst Thälmann, 1925.

Der neue, der bessere deutsche Staat war kein halbes Jahr alt, da beschloß seine Volksvertretung als eines der ersten überhaupt das „Gesetz über die Teilnahme der Jugend am Aufbau der DDR und die Förderung der Jugend in Schule und Beruf, bei Sport und Erholung". Das halten wir mal fest: Ein Staat wie der unsere, in dem mit Wilhelm Pieck ein Tischler und Kommunist Präsident wird, verbündet sich von Anbeginn in nie dagewesener Weise mit seiner Jugend. Und es war ein Bündnis, das der deutschen Jugend eine historische Chance eröffnete. Wie sie die Jugend wahrnahm? Fragt doch mal in euren Familien, fragt die Altvorderen. Jeder wird neue Beispiele finden, was aus jener ersten und den folgenden FDJ-Generationen geworden ist – Meister und Ingenieure, Ärztinnen, Parteisekretäre, Lehrerinnen und Professoren, Offiziere und Generale und Generaldirektoren.

Fragt auch, was Müttern und Vätern (meinetwegen auch Großmüttern und Großvätern) die Augen leuchten macht, wenn sie von ihren FDJ-Zeiten erzählen. Das geht quer durch die Chroniken: Fackelzug zur





Republikgründung, Sosa und Max, Trattendorf und Wische, Weltfestspiele und Jugendtreffen, und wie sie zur Klampfe gewandert sind und in Uniform '61 die Grenze dichtmachten.

Und da wir natürlich ein bißchen mehr auf dem Kasten haben als die ollen Assyrer auf besagter Klage-Vase, hören wir sehr genau zu, wenn die „Alten" ins Erzählen kommen. Sie waren dabei, als hier Geschichte gemacht wurde. Exakter gesagt: Sie sind der Beweis, daß die Jugend hierzulande sehr heftig Geschichte gemacht hat.

Wer uns nun etwa einreden will, das sei heute anders, dem antworten wir höflich und bescheiden: Da siehst du nicht durch, Kumpel!

„Diese Jugend" von heute – das werden wohl die meisten unserer genau 2 847 419 jungen Landsleute zwischen 14 und 25 Jahren gern bestätigen –

macht es sich nämlich alles andere als leicht. Mal abgesehen davon, daß wir heute viermal so viele FDJler auf die Beine bringen als vor achtunddreißig Jahren – wir haben auch anderes zu tun. Sowohl was das Aussehen als auch das Gewicht der Aufgaben betrifft, die wir uns heute stellen. Einer aus der Republik-Gründergeneration, der Schriftsteller Hermann Kant, hat das in einer (fiktiven) Jugendweiherede mal so ausgedrückt: „Euer Leben wird sogar ganz besonders anstrengend sein, denn ihr werdet beteiligt werden an der kräftezehrendsten Hebeübung, die es je in der Menschheitsgeschichte gegeben hat: Ihr sollt unsere Gesellschaft hinauf auf eine neue Stufe heben ..."

Einverstanden, machen wir. Und es ist klar, daß diese Hebeübung kein einmaliger Kraftakt ist. Mühsam, jedesmal aufs neue, beginnt der junge Bürger bei uns mit dem Aufstieg zu den steilen Gipfeln des Wissens; und auch diese Mühe ist





in jedem einzelnen Fall von faszinierender Dimension. Jeder muß sich doch selbst die Pfade der Mathematik und Physik, der Sprachen und der Gesellschaftswissenschaften erschließen – als sei sie vor ihm noch keiner gegangen.

Und wird die Größe einer so gewichtigen Entscheidung wie der Wahl des Berufes etwa kleiner dadurch, daß sie sich in jedem Jahr hunderttausendfach vollzieht? Jetzt stellt doch jeder 14–15jährige die Weichen für seinen Lebensweg und entscheidet sich, wie er nach diesem heute getroffenen Entschluß die Jahrtausendschwelle überschreitet. Ob als Bäcker oder Traktorist, als Computerfachmann oder Offizier ...

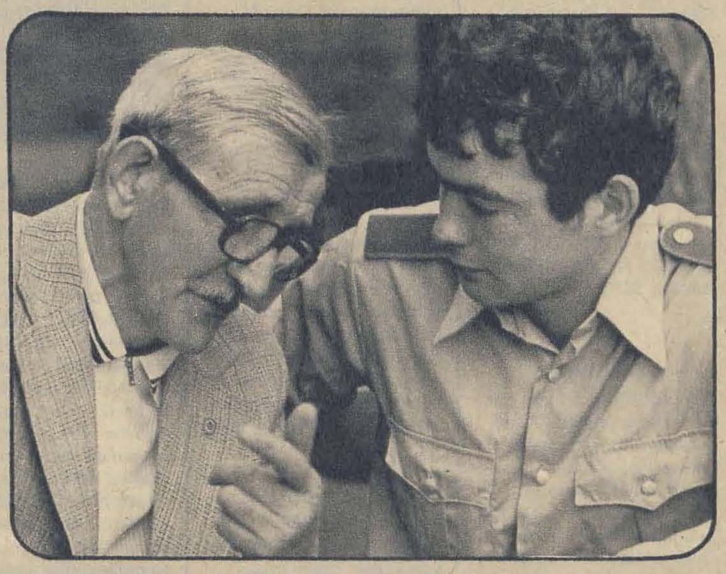
Wenn wir uns mit diesem Blick mal die Rede Erich Honeckers auf dem XI. Parteitag der SED ansehen, fällt sofort auf: Die Partei vertraut nicht nur der Jugend, sie traut ihr auch ganz schön was zu: „... unbedingter Leistungswille, ... höchste Arbeitsmoral, ... Initiatoren des Neuen ...". Der Generalsekretär nennt die Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution „eine Aufgabe von revolutionärer Bedeutung für die gesamte junge Generation"!

Wie die Jugend dieses Landes solches Zutrauen rechtfertigt, läßt sich bei jedem unserer Minister, bei jedem Kombinatsdirektor und Kommandeur, bei jedem LPG-Vorsitzenden

detailliert erfragen. Jede Wette, daß nicht einer von ihnen auf seine FDJler in den Jugendbrigaden und Jugendforscherkollektiven, bei Jugendobjekten und etlichen Stoßtrupp- und Initiativ-Vorhaben verzichten will. Diese Jugend von heute stellt nämlich mitnichten nur die absolute Mehrheit der Disko-, Theater- und Kinogänger. Gerade heute stehen wie einst die jungen Leute an den Druckpunkten des Geschehens ihren Mann.

Nein, wir haben es nicht leichter, und wir machen es uns nicht leicht. Manchmal nur wird einem plötzlich bewußt, wie der Tag den Jahrhundertweg zieht. Der junge Genosse, der heute nacht an der Grenze seinen Postengang macht, wird morgen früh ins blauweiß karierte Kissen fallen: Nichts passiert! Dafür tun wir's ja – daß nichts passiert an dieser Grenze zwischen der alten und der neuen Welt. Dafür arbeiten und kämpfen wir – und gerade jetzt eröffnet sich die große Chance, die Menschheitsideale auf einem entscheidenden Gebiet zu verwirklichen: Indem wir helfen, die Welt bis zum Jahr 2000 von der tödlichen Bedrohung durch Atomwaffen zu befreien und den Frieden sicherer zu machen.

Eines steht fest: Auf dem Weg zu solchen Zielen wird uns nichts geschenkt. Wir müssen uns jeden Fortschritt erarbeiten und erkämpfen. Und bereit sein, ihn zu verteidigen! Eben das sind wir. Daran hat sich in all den Jahren nichts geändert – wer auch immer das Blauhemd oder jetzt die Uniform trägt. Stimmt; die großen Abenteuer heute, gerade die kühnen Vorstöße ins Neuland der Wissenschaft werden immer straffer geplant und organisiert. Und doch ist eines dem Bau der berühmten Kortschaginschen Schmalspurbahn ähnlich: Ohne Enthusiasten, ohne jene Leute, die sich mit aller Leidenschaft und Kraft solcher Aufgaben annehmen, lassen sich weder die großen noch die kleinen „Abenteuer" unserer Tage bestehen. Aber das halten wir mal fest: An Enthusiasmus fehlt es dieser Jugend von heute nicht. Es lohnt sich, uns zu fordern, mit uns zu rechnen. Heute mehr denn je.





Text: Peter Neumann
Bild: Manfred Uhlenhut (8), ADN-ZB (5), Wolfgang Fröbus (1)

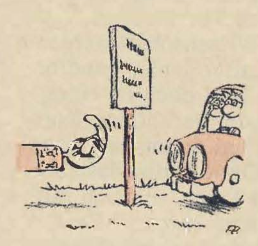
postsack

Ich habe große Achtung

... vor unseren Berufssoldaten, die sich ganz der wichtigsten Sache, dem Frieden, verschrieben haben. Ich liebe meine Heimat, die DDR, weil ich mich hier geborgen fühle und mein vierjähriger Sohn hier friedlich aufwachsen kann. Gern würde ich mich mit einem Berufssoldaten schreiben. Ich bin 27 Jahre alt, geschieden und 1,76 m groß.
Angelika Hartig, PSF 6-4, Rödlitz, 9276

Dufte reagiert!

Auf der Rückfahrt von der Beisetzung unserer Tante beschlossen wir, einen Umweg zu machen und überraschend unseren Sohn zu besuchen, der seit einigen Monaten an der Grenze dient. In Greven stießen wir auf ein Sperrschild. Wir fuhren zum ABV, der zwar dienstfrei



hatte, aber so freundlich war, mit Andreas' Kompanie zu telefonieren. Der dortige Politstellvertreter reagierte prompt. Andreas, der aus dem Nachtdienst gekommen war, wurde geweckt, und wir konnten uns treffen. Ein Wiedersehen mit Überraschungseffekt, über das wir uns alle sehr gefreut haben. Für das Entgegenkommen des ABV sowie des Politstellvertreters möchten wir uns recht herzlich bedanken.
Gerlinde Pollack und Horst Splettstößer, Strausberg

Rolandsruf

Ich habe von 1981 bis 1984 gedient. Mich würde mal interessieren, was aus meinen Mitstreitern im Ausbildungszentrum „Max Matern" geworden ist.
Unteroffizier d. R. Roland Zornow, K.-Marx-Str. 72, Seebad Bansin, 2253

Wer schreibt Schwester Ursula?

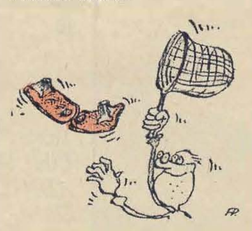
Ich bin Krankenschwester und arbeite im Schichtsystem. Es ist mein Wunsch, mit einem älteren Berufssoldaten zu korrespondieren. Zu mir noch folgendes: Ich bin 28 und habe eine achtjährige Tochter.
Ursula Tessmer, O.-Schimmel-Str. 23, Glauchau, 9610

Hallo, Mario!

Als wir im Juni '86 in Pappenheim waren, haben wir vergessen, dem Offiziersschüler Mario Appelmann unsere Adresse zu geben. Hier ist sie:
Ingo Kaufmann, Lengsfelder Str. 19, Dietlos, 6201

Effekten erhascht

Für die schnelle und unkomplizierte Hilfe, die wir von den Genossen der B/A-Dienste der Landstreitkräfte, der Volksmarine sowie der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung bei der Beschaffung von Effekten für unser Militärpolitisches Kabinett erhielten, danken wir herzlich.
Hauptmann a. D. Albrecht und Studienrat Braun, Berufsberatungszentrum des Kreises Gotha





Post aus Leningrad

Wir Pioniere der Mittelschule 394, Mitglieder des Klubs der internationalen Freundschaft, grüßen und danken den Genossen Michael Ruhland, Olaf Kellner, Jens Noack, Mario Flügge, Frank Müller, Raimar Walluks und Thomas Wiethau – alles Angehörige der NVA, die in der Sowjetunion studieren bzw. studiert haben – für die interessanten Gespräche über die DDR, Quizveranstaltungen, festlichen Zusammenkünfte, gemeinsamen Abende und den Unterricht in der deutschen Sprache. Wir wünschen ihnen große Erfolge.
L. I. Sonina, Sweta Grijurewa und Sascha Petrow, Leningrad

Wenn mein Mann seine Uniform trägt ...

Es ist wichtig für uns alle, daß die Soldaten ihren Ehrendienst leisten; im Grunde weiß das jedes Kind. Ich bin deswegen stolz, wenn mein Mann seine Uniform trägt und ich mit ihm durch die Straßen oder zum Tanz gehe. Auch unsere beiden Kinder sind natürlich stolz auf ihren Papi.
Gaby Zykatz, Ihlenfeld

Fähnrich an Mädchen in Uniform

Ich würde mich gern mit einer weiblichen Armeeangehörigen schreiben. Ich finde es sehr gut, daß sich auch Mädchen für unseren schönen Beruf entscheiden.
Fähnrich Andree Hübner, Wernsdorfer Str. 134 Niederlehme, 1607

Korrespondenz in russisch oder englisch

Ich möchte Verbindung mit DDR-Bürgern aufnehmen, die sich gleich mir für Militaria sowie Militärtechnik interessieren. Unter anderem biete ich zum Tausch sowjetische Bücher zu diesen Themen. Bitte schreiben Sie (nur russisch oder englisch) an:
Harris P. Ustav, Ehitajate-Tee 78-24, Tallinn-33, 200033, Estland, UdSSR

Hilfreiche Vorgesetzte

Ich finde es gerade wichtig, daß die Freundin, Frau oder Verlobte ihren Soldaten unterstützt. Hilfe gibt's bei Schwierigkeiten doch auch von den Vorgesetzten unserer Soldaten, die für die persönlichen Probleme ein offenes Ohr haben. Das weiß ich aus eigener Erfahrung.
Jana Rosenow, Rostock

Wie soll es weitergehen?

Ich bin mit einem Jungen befreundet, der seinen dreijährigen Ehrendienst leistet. Demnächst ist er fertig. Wir trennten uns damals in Freundschaft, aber ich weiß jetzt, daß ich ihn sehr liebe. Er aber schreibt nur freundschaftliche

Briefe, kein Wort über Liebe und Zärtlichkeit. Vielleicht hat er mir die Wartezeit nicht zugetraut? Ich habe ihm nie von meinem Zustand geschrieben, denn ich habe Angst, er könnte mich auslachen. Jetzt weiß ich nicht, wie es weitergehen soll. Was meinen denn andere Soldaten oder ihre Freundinnen dazu?
Manuela S., Aue

Das möchten (mit Manuela) auch wir wissen. Schreibt uns bitte!

Inzwischen 20 und Studentin ...

Ich bewundere alle, die sich für einen militärischen Beruf entschieden haben. Und das um so mehr, als ich selbst nahe daran war, zu den bewaffneten Organen zu gehen; es fehlte mir jedoch ein wenig an Entschlußkraft. Inzwischen bin ich 20, studiere in Berlin und werde Lehrerin sein. Ich würde mich freuen, mit einem künftigen Offizier Bekanntschaft schließen zu können.
Martina Arlt, Bersarinstr. 83, Berlin, 1034

Besonderes Kennzeichen: EhepaAR

1982 bekam ich auf eine AR-Anzeige so viele Zuschriften, daß ich wirklich die Qual der Wahl hatte. Schließlich schrieb ich an Oberleutnant Klaus; wir lernten uns kennen, verstanden uns. 1984 heirateten wir, und inzwischen haben wir zwei Kinder. Ich verstand sehr schnell, welche Aufopferung der militärische Beruf verlangt und was es heißt, auch mal persönliche Belange zurückzustecken. Mein Andreas ist jetzt Hauptmann, und wenn sein Dienstschluß sich auch gelegentlich verzögert, bin ich doch nicht gleich sauer. Ich denke einfach an unsere beiden und die vielen anderen Kinder, die in Frieden und Geborgenheit aufwachsen sollen. Das reicht mir.
Frau Klaus, Beelitz

Neugierig sind wir ja nicht, aber erfahren würden wir schon mal ganz gerne, wie andere Soldatenfamilien, bei denen AR Pate gestanden hat, ihre Alltagsprobleme meistern. Also, einfach schreiben. Stichwort: EhepaAR.

alles, was RECHT ist

Rauchen in Soldatenstuben

Im November 1986 begann für unseren Sohn die Armeezeit. Jedoch mußten wir von ihm hören, daß auf den Soldatenstuben geraucht wird. In solch einer



verqualmten Stube zu schlafen, dürfte wahrlich nicht gesund sein. Kann man nichts dagegen unternehmen?
Edda Kramer, Lindenberg

Man kann – und der zuständige Kommandeur sollte es auch. Die ihm in der DV 010/0/003 (Innendienstvorschrift) sowie DV 010/0/010 (Gesundheitsschutz) übertragene Verantwortung für den Gesundheits- wie auch Brandschutz gibt ihm durchaus das Recht, das Rauchen in den unmittelbaren Unterkunftsräumen zu verbieten. Ein solcher Befehl bzw. eine solche Weisung ist dann von allen Armeeangehörigen strikt zu befolgen. Und es ist den Rauchern zweifelsohne zuzumuten, zum Rauchen die dafür vorgesehenen Plätze oder Räume aufzusuchen.

gruß und kuß

Wo mein Mann einst stand

Mit einem herzlichen „Glück auf!" grüße ich den Genossen Thomas Böhme. Er ist Bergmann wie mein Mann und dient heute dort, wo dieser vor drei Jahren stand.
Sylvia Schwarz, Gera

Auch mein Bruder

... hat sich entschieden, Offizier zu werden und meine Laufbahn einzuschlagen: Kommandeur von mot. Schützeneinheiten. Irgendwie bin ich als „Großer" ein bißchen stolz darauf. Ich wünsche meinem „Kleinen" alles Gute dafür, meine Unterstützung hat er. Schließlich möchte ich auch meine Verlobte Conny ganz lieb grüßen.
Offiziersschüler U. Perschke

Wir helfen Marion, so gut es geht

Mein Bruder Soldat F.-Heiko Schumann ist auch bei der Fahne. Ihm wünscht seine Frau Marion alles Gute, von den Söhnen Martin und Nico ein Küßchen dazu. Auch von mir und Schwager Kurt sowie Danni, Anning, Holli und Peter ganz liebe Grüße. Halt die Ohren steif! Wir helfen der Marion, so gut es geht.
Sonja Erdmann, Tessin

25000 Küsse

... schickt Gabi Sonntag ihrem Verlobten: Maat Torsten Koynowski. Ines Müller gratuliert ihrem Mann nachträglich zum 21. Geburtstag, während Annett Seifert dem Soldaten Christoph Müller tausend Grüße + Küsse sendet. Die Familie Gille aus Dresden übermittelt Grüße an die Fähnrichschülerin Katrin Franke und ihren Mann Claus sowie Unteroffizier René Gille: allen viel Erfolg in ihrer beruflichen Entwicklung bei der NVA! Monica Melanchthon grüßt ihren „Süßwassermatrosen-Schatz" Offiziersschüler Peter Schmidt, Cornelia Zywitz ihren Freund Michael Pleß, Edlosé Tenrok den Soldaten Jens Reißmann und Katrin Hofmann den Unteroffiziersschüler Jörg Wittig.



Unveränderlich aber ist unsere Gunst für Euch!
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin, 1055

gefragte fragen

Abmeldeformalitäten?

Wo muß man sich überall abmelden, wenn man zum Grundwehrdienst einberufen wird?
Hansjürgen Schmitt, Eggersdorf

Als erstes ist die vorgesehene Einberufung dem Betrieb mitzuteilen. Spätestens drei Tage vor dem Einberufungstermin muß die Abmeldung bei der VP-Meldestelle erfolgen, wo auch der Personalausweis verbleibt.

Anspruch auf Umzugsurlaub?

Meine Eltern, in deren Wohnung ich ein mit meinen eigenen Möbeln eingerichtetes Zimmer habe, sind umgezogen. Hätte man mir dafür Sonderurlaub geben müssen?
Gefreiter K. Riße

Nein. Ziffer 24 (1 c) der DV 010/0/007 legt fest, daß Sonderurlaub nur bei Wohnungswechsel mit eigenem Haushalt gewährt wird. Das war bei Ihnen nicht der Fall.

Radarfrage?

Was heißt Radar?
Grit Fahrke, Haldensleben

Radar ist die englische Kurzbezeichnung für „Radio detecting and ranging" (durch Funk auffinden und die Entfernung messen).

Achtertest auch für Mädchen?

Gelten beim Achtertest der NVA die allgemein bekannten Bedingungen auch für Mädchen in Uniform?
Katlen Kluck, Altentreptow

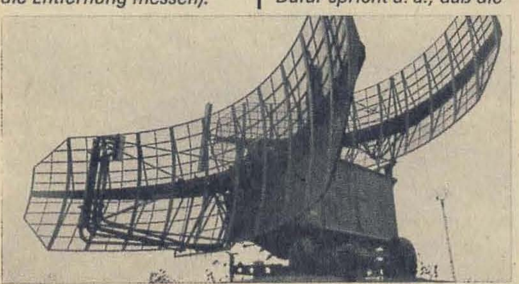
Das physische Leistungsvermögen weiblicher Armeeangehöriger wird in einem nur drei Disziplinen umfassenden Test ermittelt. Er umfaßt einen 2000-m-Lauf (Mindestzeit 11:00 min.), Werfen mit der Übungshandgranate (mindestens 18 m) und Klimmziehen aus der Schräglage (mindestens 14 Klimmzüge).

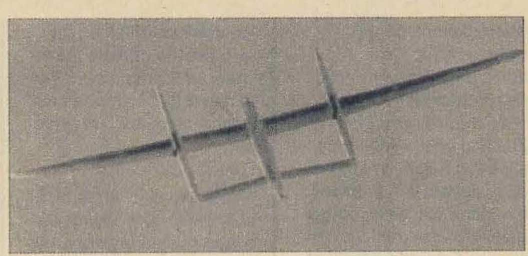


Voyager-Flug von militärischem Interesse?

Jeana Yeager und Dick Rutan haben mit ihrem Experimental-Flugzeug Voyager und dem damit vollbrachten 44000-km-Nonstopflug großes Aufsehen erregt. Stimmt es, daß er auch von militärischem Interesse war?
Mario Tabbert, Wernigerode

Dafür spricht u. a., daß die





Gelder für das Unternehmen vorwiegend von Firmen des Militär-Industrie-Komplexes der USA stammen. Die Motoren wurden im Rahmen eines Pentagon-Projektes entwickelt. Die Rahmenkonstruktion aus superfester wie superleichter Plaste, verwendbar auch für Kampfflugzeuge einer neuen Generation, stammt von der auf militärisches Gerät spezialisierten Firma Hercules. Und schließlich erklärte Don Haley vom USA-Luftwaffenstützpunkt Edwards: „Die Maschine könnte tagelang bemannte und unbemannte Aufklärungsflüge unternehmen."

Haushaltstag?

Meine Verlobte dient als UaZ. Demnächst heiraten wir. Ende April 1987 ist meine Dienstzeit beendet; ich gehe dann zur Zollverwaltung der DDR, wo ich im Drei-Schicht-System tätig sein werde. Frage: Bekommt meine Frau dann monatlich einen Haushaltstag?
Unteroffizier Wolfgang Scholze

Ziffer 102 der DV 010/0/007 bestimmt, daß weiblichen Armeeangehörigen monatlich ein Werktag als Hausarbeitstag gewährt wird, wenn der Ehemann berufstätig ist und ein gemeinsamer Haushalt geführt wird.

Definitionsfrage

Was versteht man unter dem Begriff „nach Dienst"?
Horst Klotz, Friedersdorf

Die Zeit nach der Dienstausgabe bzw. nach Beendigung des Stabsdienstes bzw. an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen in der Regel ab 10.00 Uhr.

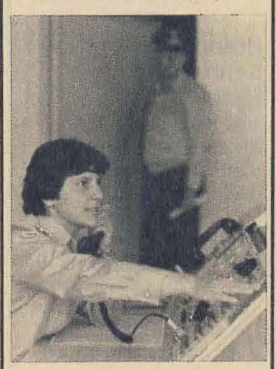
Standorterweiterung

Ist Ausgang mit Standorterweiterung tatsächlich etwas Besonderes, wie unser Kompaniechef meint?
Maat Martin Hamann

Ausgang wird zumeist innerhalb des Standortbereiches gewährt. Eine Erweiterung wäre nur in Ausnahmefällen motiviert, beispielsweise, wenn sich der Wohnort nahe dem Standort befindet.

Berufsausbildung bei NVA?

Ich möchte später als Unteroffizier zur Armee gehen. Mein Berufswunsch



ist Facharbeiter für Schreibtechnik. Kann ich meine Berufsausbildung bereits bei der NVA erhalten?
Silke Dobbertin, Elsterwerda

Das ist nicht möglich, so daß Sie erst die Facharbei-

postsack

Redaktion: Karl Heinz Horst
Fotos: MBD/Wehlisch (1), ZB (2), Uhlenhut (1), Jeromin (1), Archiv (1)
Vignetten: Achim Purwin

terausbildung absolvieren müßten; jedoch können Sie sich bereits während der Lehre beim Wehrkreiskommando als UaZ bewerben.

hallo, ar-leute!

Einfach Zuneigung

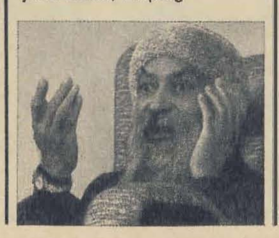
So waren die Buchempfehlungen im Dezemberheft überschrieben. Das regt mich an, Ihnen einmal zu sagen, daß die freundliche, ganz und gar persönliche Schreibweise der Bibliothe-Karin in jedem AR-Heft „einfach Zuneigung" bewirkt.
Martina Sikorsky, Bad Berka

Rundherum Spitze

Die AR bietet jedesmal eine Vielzahl interessanter Fakten, Daten und Kommentare – so auch in den Rubriken „Was ist Sache?", „AR-Ratgeber", „Soldaten schreiben für Soldaten" und „Leserservice". Die AR ist rundherum Spitze.
Unteroffizier Dirk Liebner

Abscheu und Ekel

... empfand ich nach dem Lesen von Marlies Dieckmanns „Götter, Gurus und Ganoven" (AR 12/86). Sie hat überzeugend dargelegt, wie gefährlich diese Bhagwan und Mun sind. Aber solche Elemente können nur dort bestehen, wo es Hoffnungs- und Arbeitslosigkeit und Armut, also eben Kapitalismus, gibt.
Jens Stöbe, Leipzig



Anteil der Bildkunst-Reihe

Besonders schätzen wir Ihre verdienstvolle Arbeit bei der Vermittlung bildender Kunst. Wenn heute so zahlreiche Soldaten und Offiziere als interessierte Besucher und Gesprächspartner in den Kunstausstellungen anzutreffen sind und unsere Nationale Volksarmee als ein aufgeschlosse-



ner, streitbarer Partner die Entwicklung der bildenden Künste verfolgt und mitgestaltet, so hat die „Armeerundschau" mit ihrer Bildkunst-Reihe daran einen wichtigen Anteil.
Dr. Peter Michel, Sekretär des ZV des Verbandes Bildender Künstler der DDR und Chefredakteur der Zeitschrift „Bildende Kunst", Berlin

Mir gefällt

... besonders die sachliche und kritische, aber immer optimistische Beantwortung von Leserfragen in der AR.
Wolfgang Müller, Bergern

Der Tag müßte 96 Stunden haben...

Auf meine Zuschrift, die in AR 11/86 veröffentlicht war und in der ich den Soldaten und Offizieren Schreibfaulheit unterstellt hatte, bekam ich so viele Briefe, daß der Tag 96 Stunden haben müßte, damit ich allen innerhalb einer Woche antworten kann. Deshalb bitte ich alle Genossen um Verständnis, denen ich nicht schreiben kann.
Gerit Sommer, z. Z. Moskau

Janko-Witze

Unheimlich gut finde ich Eure Karikaturen, z. B. in AR 12/86. Der Vater dieser zeichnerischen Bemerkungen hat ein ganz großes Lob verdient!
Monica Melanchthon, Berlin

Gemeint ist „Vater" Heinz Jankofsky.

11 Hauptleute und 10 Marschälle

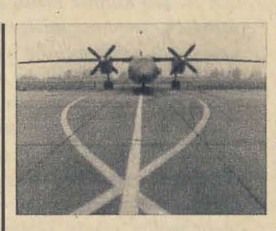
In AR 12/86 fragte Soldat Bruno Siebert, ob es außer dem „General" auf seiner Stube auch woanders Genossen gibt, die einen höheren militärischen Dienstgrad als Familiennamen haben. Mein Sohn ist Reservist und heißt so wie ich.
Käthe Marschall, Berlin



Im neuen Berliner Telefonbuch fand ich 1 Oberst, 2 Generale, 3 Majore, 9 Fähnriche, 10 Marschälle und 11 Hauptleute (davon 3 weibliche – also Hauptfrauen?).
Kirsten Adler, Berlin

Im Ausbildungszentrum „Max Matern" gibt es einen Oberleutant Marschall.
Unteroffizier Carsten Babik

Als Leser der „Jungen Welt" weiß ich, daß es dort einen Fotoreporter namens Klaus Oberst gibt.
Obermatrose W. Sachse.



Die An-26

... gehört zu den Transportfliegerkräften der NVA und hat sich auch hier schon vielfach bewährt; AR stellt sie in Wort und Bild sowie mit allen taktisch-technischen Angaben vor. Exklusiv berichten wir über einen in den allerletzten Kriegstagen bei Striesow abgeschossenen sowjetischen Flieger, der nach der gemeinsamen Arbeit von Reportern der „Krasnaja Swesda" und „Armeerundschau" nun kein unbekannter Soldat mehr ist. Wir lassen Sie außerdem teilhaben an einem Gefechtsschießen mit der schweren Panzerbüchse, einem soldatischen Familienfest und einem außergewöhnlichen Sektfrühstück. In dem Bericht über einen Fall von Militärspionage gegen die DDR geht es um einen gewissen „Zobel". Dies und noch vieles mehr finden Sie

in der nächsten



„Das ist der Tod!" dachte Leutnant Gerassimow, als er 1942 schwerverwundet und waffenlos den Faschisten gegenüber stand. „Ich wollte doch nicht im Liegen sterben ... Ich konnte nicht, klar? Ich nahm alle Kraft zusammen, stemmte mich mit den Armen gegen die Erde und erhob mich auf die Knie ..., stand und schwankte, hatte dabei fürchterliche Angst, gleich wieder zu fallen und am Boden erstochen zu werden ... Ich sagte: ‚Erschießt mich doch, ihr Lumpen! Bringt mich um, bevor ich falle.' Einer schlug mir mit dem Kolben ins Gesicht, ich stürzte zu Boden, stand aber gleich wieder auf ... Nein, ich wollte nicht sterben, und erst recht nicht wollte ich in Gefangenschaft bleiben." – Lesen Sie bitte den Schluß der im vorigen Heft begonnenen Erzählung.

Schule des Hasses

Michail Scholochow

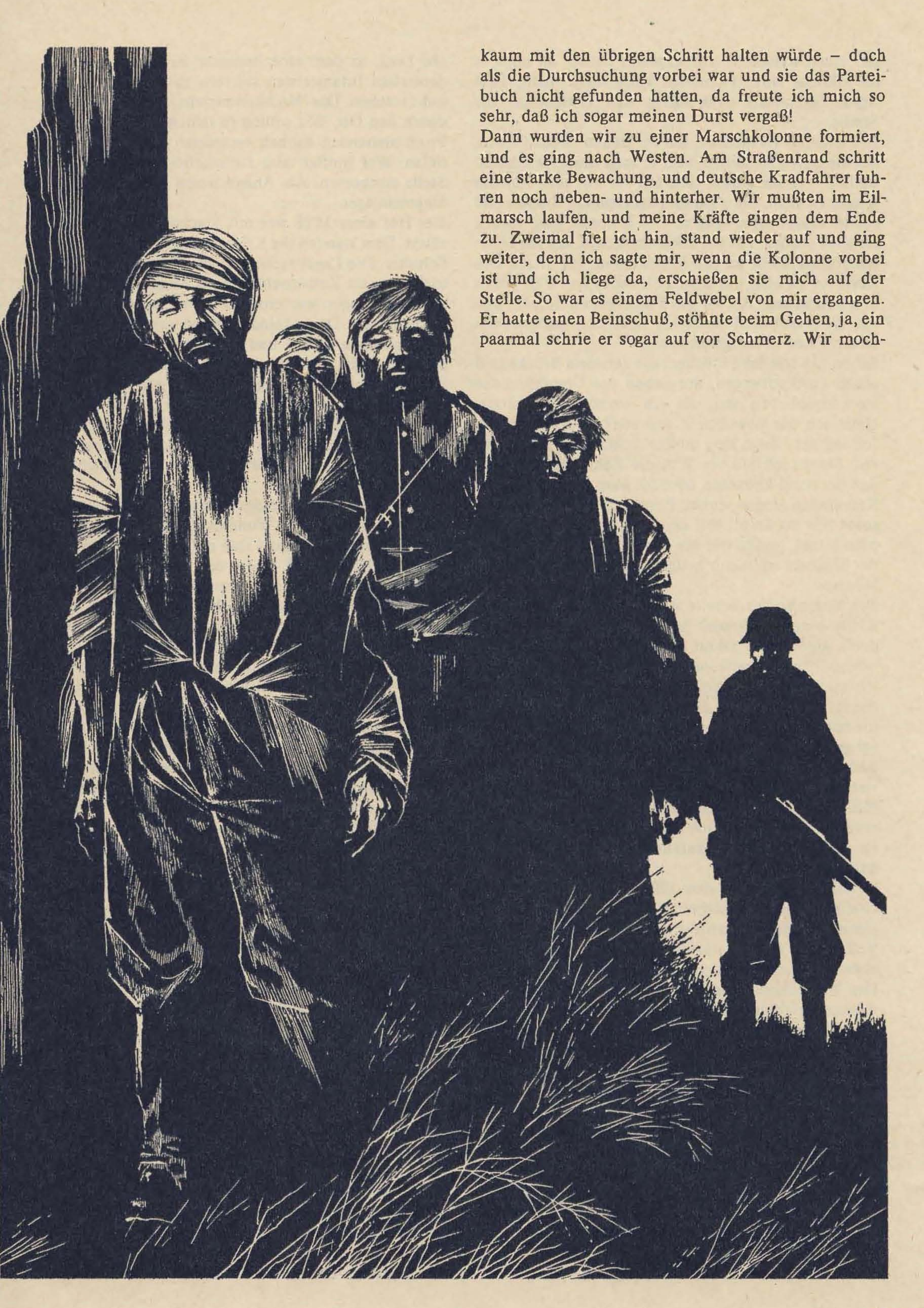
Illustration: Dieter Keller

„Am Waldesrand versammelte man alle Gefangenen und ließ sie Aufstellung nehmen. Das waren vorwiegend Leute aus der Nachbareinheit. Aus unserem Regiment entdeckte ich nur zwei Rotarmisten der dritten Kompanie. Die meisten waren verwundet. Ein deutscher Leutnant fragte uns in schlechtem Russisch, ob unter uns Kommissare und Kommandeure wären. Alle schwiegen. Da sagte er noch einmal: ‚Kommissare und Kommandeure zwei Schritt vortreten!' Keiner trat aus dem Glied.

Der Leutnant ging langsam an uns vorbei und suchte sechzehn aus, die wie Juden aussahen. Jeden von ihnen fragte er: ‚Jude?', und ohne auf Antwort zu warten, befahl er ihnen, herauszutreten. Unter den Ausgesuchten waren sowohl Juden als auch Armenier und Russen – alle mit dunkler Gesichtsfarbe und schwarzem Haar. Man führte sie ein paar Schritt zur Seite und schoß sie vor unseren Augen mit Maschinenpistolen nieder. Dann durchsuchte man uns hastig, nahm uns die Brieftasche weg und alles andere, was wir an Privatdingen bei uns trugen. Ich habe mein Parteibuch nie in der Brieftasche getragen, aus Sorge, ich könnte es verlieren. Es steckte in einer Innentasche der Hose, und sie fanden es nicht. Ja, der Mensch ist ein wunderliches Wesen: Ich wußte genau, daß mein Leben nur an einem Seidenfaden hing und daß sie mich sowieso erschießen würden, wenn nicht beim Fluchtversuch, dann jetzt auf dem Marsch, weil der Blutverlust mich so geschwächt hatte, daß ich



kaum mit den übrigen Schritt halten würde – doch als die Durchsuchung vorbei war und sie das Parteibuch nicht gefunden hatten, da freute ich mich so sehr, daß ich sogar meinen Durst vergaß!
Dann wurden wir zu einer Marschkolonne formiert, und es ging nach Westen. Am Straßenrand schritt eine starke Bewachung, und deutsche Kradfahrer fuhren noch neben- und hinterher. Wir mußten im Eilmarsch laufen, und meine Kräfte gingen dem Ende zu. Zweimal fiel ich hin, stand wieder auf und ging weiter, denn ich sagte mir, wenn die Kolonne vorbei ist und ich liege da, erschießen sie mich auf der Stelle. So war es einem Feldwebel von mir ergangen. Er hatte einen Beinschuß, stöhnte beim Gehen, ja, ein paarmal schrie er sogar auf vor Schmerz. Wir moch-



ten einen Kilometer zurückgelegt haben, da sagte er auf einmal laut: ‚Nein, ich kann nicht mehr. Lebt wohl, Genossen!' und setzte sich mitten auf die Straße.
Die anderen versuchten, ihn im Gehen hochzuheben, auf die Beine zu stellen, aber er sank immer wieder zu Boden. Wie im Traum sehe ich vor mir sein bleiches junges Gesicht, die zusammengezogenen Brauen und die tränenfeuchten Augen. Die Kolonne ging vorbei. Er blieb zurück. Als ich mich umdrehte, sah ich einen Kradfahrer dicht an ihn heranfahren, im Sitzen den Revolver ziehen, ihn dem Feldwebel ans Ohr setzen und abdrücken. Bis wir das Flüßchen erreichten, hatten die Faschisten noch ein paar zurückgebliebene Rotarmisten niedergeschossen.
Schon sah ich das Flüßchen, die zerstörte Brücke und einen Lastkraftwagen, der neben der Überfahrtstelle steckengeblieben war, als ich vornüber hinstürzte. Hatte ich das Bewußtsein verloren? Nein, das nicht. Ich lag der Länge lang ausgestreckt, mein Mund war voll Staub, ich biß vor Wut die Zähne aufeinander, daß der Sand knirschte, aber ich kam nicht hoch. Die Kameraden gingen vorbei. Einer sagte leise: ‚Steh auf, sonst bist du dran!' Mit den Fingern riß ich an meinem Mund, preßte mir die Hände gegen die Augen – der Schmerz sollte mir helfen, wieder auf die Beine zu kommen.
Die Kolonne war bereits vorbei, schon hörte ich die Räder eines Kraftrades heransurren. Und ich stand doch wieder auf! Ohne mich nach dem Kradfahrer umzusehen, schwankend wie ein Betrunkener, zwang ich mich, die Kolonne einzuholen, und schloß mich der letzten Reihe an. Die deutschen Panzer und Autos hatten beim Überqueren des Flüßchens das Wasser getrübt, aber wir tranken die braune warme Brühe, und sie schien uns köstlicher als das herrlichste Quellwasser. Ich näßte mir Kopf und Schultern. Danach fühlte ich mich erfrischt, und die Kräfte kehrten mir zurück. Jetzt konnte ich weitergehen, ohne fürchten zu müssen, wieder umzufallen und am Wege liegenzubleiben.
Kaum waren wir von dem Flüßchen fort, da kam uns eine Kolonne mittelschwerer Panzer entgegen. Als der Fahrer des Spitzenpanzers sah, wer wir waren, gab er Vollgas und raste in unsere erste Kolonne hinein. Die ersten Reihen wurden von den Gleisketten zermalmt. Das Begleitkommando und die Kradfahrer lachten dazu, riefen den aus den Luken heraussehenden Panzersoldaten etwas zu und schwenkten die Arme. Dann drängte man uns, nachdem wir uns wieder in Reih und Glied hatten aufstellen müssen, an den Straßenrand. Fröhliche Menschen, nichts zu sagen!
An diesem Abend und in der Nacht unternahm ich keinen Fluchtversuch. Ich hatte eingesehen, daß ich nicht davonkommen würde. Ich war vom Blutverlust zu sehr geschwächt, und dann bewachten sie uns auch so streng, daß jeder Versuch wahrscheinlich gescheitert wäre. Aber wie verfluchte ich mich später, daß ich nicht geflohen war! Am Morgen trieben sie uns durch ein Dorf, in dem eine deutsche Einheit stand. Die deutschen Infanteristen stürzten auf die Straße, um uns zu sehen. Das Wachkommando jagte uns im Trab durch den Ort. Wir sollten in den Augen der an die Front ziehenden Einheit erniedrigt werden. Und wir liefen. Wer hinfiel oder zurückblieb, wurde auf der Stelle erschossen. Am Abend waren wir im Kriegsgefangenenlager.
Der Hof einer MTS war mit Stacheldraht dicht umzäunt. Drin standen die Kriegsgefangenen Schulter an Schulter. Die Lagerwache, der wir übergeben wurden, trieb uns mit Kolbenschlägen ins Gehege. Wenn ich sage, das Lager war eine Hölle, so ist damit noch nichts gesagt. Da es keine Latrinen gab, mußten sich die Menschen an Ort und Stelle entleeren und standen oder lagen im Kot und in der stinkenden Flüssigkeit. Die Schwächsten erhoben sich gar nicht mehr. Zu essen und zu trinken kriegten wir einmal in vierundzwanzig Stunden. Ein Becher Wasser und eine Handvoll feuchter Hirse oder verfaulter Sonnenblumenkerne, das war alles. Manchmal vergaßen sie auch, uns was zu geben.
Am sechsten Tag wurde der Schmerz in Schulter und Kopf unerträglich. Die Wunden eiterten und stanken. Neben dem Lager befand sich der Pferdestall des früheren Kolchos; dort lagen die schwerverwundeten Rotarmisten. Am Morgen wandte ich mich an den Unteroffizier der Wache und bat um Erlaubnis, zum Arzt zu gehen. Bei den Verwundeten sollte es einen geben. Der Unteroffizier konnte gut Russisch. Er entgegnete mir: ‚Geh nur zu deinem Arzt, Russe. Er wird dir unverzüglich Hilfe leisten.'
Ich nahm's für bare Münze und ging erfreut zum Pferdestall. Am Tor kam mir ein Militärarzt dritten Ranges entgegen. Der Mann war fix und fertig, ausgezehrt, abgeschunden und halb irre von all dem Erlebten. Die Verwundeten lagen auf Miststreuen und bekamen in dem entsetzlichen Gestank, der den Pferdestall erfüllte, kaum Luft. Die meisten hatten Würmer in den Wunden. Wer konnte, klaubte sie mit Fingern und Stöcken heraus. Auch Tote lagen mitten unter ihnen; man hatte sie noch nicht wegschaffen können.
‚Sehen Sie das?' fragte mich der Arzt. ‚Wie soll ich Ihnen helfen? Ich habe keine einzige Binde, nichts! Schauen Sie um Gottes willen zu, daß Sie von hier fortkommen! Reißen Sie Ihre Binden herunter und streuen Sie Asche auf die Wunden. Am Tor liegt frische Asche.'
So machte ich's auch. Der Unteroffizier kam mir am Stacheldraht entgegen und grinste. ‚Na, wie geht's? Oh, eure Soldaten haben einen ausgezeichneten Arzt! Hat er dir geholfen?' Ich wollte an ihm vorbei, aber er schlug mir mit der Faust ins Gesicht und schrie: ‚Was, du willst nicht antworten, du Vieh?!' Ich taumelte und stürzte, er stieß mich mit den Füßen gegen Brust und Kopf. Stieß mich so lange, bis er keine Kraft mehr hatte. Diesen Faschisten werde ich mein Lebtag nicht vergessen, niemals!
Wie ich da am Leben geblieben bin?
Vorm Krieg, ehe ich Mechaniker wurde, war ich

Schauermann an der Kama. Beim Entladen trug ich immer zwei Salzsäcke, das heißt zwei Doppelzentner, mit einem Mal. Über Mangel an Kraft konnte ich nicht klagen, bin überhaupt von Natur robust, vor allem aber – ich wollte nicht sterben, mein Lebenswille war stark. Ich mußte in die Reihen der Vaterlandsverteidiger zurückkehren, und ich bin zurückgekehrt, um's den Feinden heimzuzahlen.
Von diesem Lager aus, das eine Art Auffanglager war, wurde ich dann in ein anderes gebracht, etwa hundert Kilometer entfernt. Dort war alles genauso wie in dem ersten: hohe Pfähle, Stacheldraht, kein Dach überm Kopf, nichts. Die Ernährung die gleiche, nur gaben sie uns manchmal statt der feuchten Hirse einen Becher gekochtes fauliges Korn, oder sie schleppten Pferdekadaver ins Lager, die sie den Gefangenen zum Aufteilen überließen. Um nicht Hungers zu sterben, machten wir uns darüber her, und unsere Leute krepierten zu Hunderten. Zu allem Übel wurde es im Oktober bereits kalt, dazu ununterbrochen Regen und morgens Bodenfrost. Wir litten grausam unter der Kälte. Von einem toten Kameraden nahm ich Feldbluse und Mantel. Doch auch das half nicht gegen die Kälte. An den Hunger waren wir schon gewöhnt.
Die Soldaten, die uns bewachten, hatten sich am Zusammengeräuberten fett gefressen. Sie waren alle durch die Bank abgefeimte Schurken. Eine ihrer Zerstreuungen sah beispielsweise so aus: Am Morgen kommt ein Gefreiter an den Draht und läßt durch den Dolmetscher sagen: ‚Gleich ist Essenausgabe. Die Ausgabe erfolgt auf der linken Seite.' Der Gefreite ging weg, auf der linken Seite der Umzäunung drängt sich alles, was noch auf den Beinen stehen kann. Wir warten eine Stunde, zwei, drei Stunden. Hunderte zitternder lebender Skelette stehen im schneidenden Wind. Stehen und warten. Auf einmal erscheinen am gegenüberliegenden Zaun Wachsoldaten. Sie werfen Pferdefleischbrocken durch den Stacheldraht. Die Menge, von Hunger getrieben, stolpert dorthin, und um die dreckbeschmierten Stücke beginnt eine Balgerei. Die Wachsoldaten grölen aus vollem Halse, dann peitscht Maschinengewehrfeuer. Schreien und Stöhnen. Die Gefangenen flüchten auf die linke Seite, zurück bleiben Tote und Verwundete. Der Lagerkommandant, ein hochgewachsener Oberleutnant, tritt mit dem Dolmetscher an den Stacheldraht. Er hält sich vor Lachen die Seiten und sagt: ‚Bei der Essenausgabe ist es zu empörenden Tumulten gekommen. Wenn sich dergleichen wiederholt, lasse ich euch russische Schweine erbarmungslos niederschießen! Alle Toten und Verwundeten wegräumen!' Die Hitlersoldaten hinter dem Lagerkommandanten bersten fast vor Lachen. Der ‚Spaß', den sich ihr Chef erlaubt hatte, war ihnen ganz nach dem Herzen. Schweigend schleppten wir die Ermordeten aus dem Lager und begruben sie nahebei in einer Schlucht ...
So verstrichen die Tage wie im Alptraum. Ich wurde von Tag zu Tag schwächer. Jetzt hätte mich schon ein Kind umstoßen können. Manchmal blickte ich voll Grauen auf meine dürren, schlaffen Arme und dachte: Wie komm ich hier nur raus? Damals verfluchte ich mich, daß ich nicht gleich in den ersten Tagen die Flucht gewagt hatte. Und wenn's schiefgegangen wäre, hätte mich der Tod wenigstens vor all den grausamen Qualen bewahrt.
Der Winter kam. Wir scharrten den Schnee zur Seite und schliefen auf der gefrorenen Erde. Immer weniger wurden wir im Lager. Eines Tages erklärte man uns, wir würden demnächst zur Arbeit geschickt. Alle lebten auf. Bei jedem erwachte, wenn auch schwach, die Hoffnung auf Flucht. In jener Nacht war es still und eisig kalt. Kurz vor Morgengrauen hörten wir Kanonendonner. Alles um mich her geriet in Bewegung. Und als der Donner sich wiederholte, sagte plötzlich einer laut: ‚Genossen, die Unsern greifen an!'
Da geschah etwas Unvorstellbares: Wie auf Kommando erhob sich das ganze Lager. Selbst die Kranken, die tagelang nicht mehr aufgestanden waren. Ringsum erregtes Flüstern und unterdrücktes Schluchzen. Jemand neben mir weinte laut wie eine Frau. Ich auch ... Ja, ich auch ...", setzte Leutnant Gerassimow mit versagender Stimme hinzu und verstummte. Dann fuhr er ruhiger fort: „Auch mir rannen die Tränen über die Wangen und erstarrten im Wind. Jemand sang leise die ‚Internationale', wir griffen sie auf mit knarrenden Stimmen. Die Posten eröffneten das Feuer aus Maschinengewehren und Maschinenpistolen, gleichzeitig ertönte das Kommando: ‚Hinlegen!' Ich lag, in den Schnee geschmiegt, und weinte wie ein kleines Kind; es waren Tränen der Freude, des Stolzes auf unser Volk. Uns, die Entwaffneten und Entkräfteten, konnten die Faschisten umbringen, zu Tode martern, doch unseren Geist hatten sie nicht brechen können und werden sie niemals brechen! Da waren sie an die Falschen geraten, das sage ich geradeheraus."

In jener Nacht konnte ich die Geschichte des Leutnants Gerassimow nicht bis zu Ende hören. Er wurde dringend in den Regimentsstab gerufen. Aber einige Tage darauf trafen wir uns wieder. Im Erdbunker roch es nach Schimmel und Kiefernharz. Der Leutnant saß auf einer Bank, vornübergebeugt, die großen Hände über den Knien gefaltet. Als ich ihn so ansah, ging es mir durch den Sinn, daß er es sich im Kriegsgefangenenlager angewöhnt haben mochte, stundenlang mit gefalteten Händen zu sitzen, zu schweigen und schwer, fruchtlos vor sich hin zu grübeln.
„Sie wollen wissen, wie mir die Flucht gelang? Das ist schnell erzählt. Kurz nachdem wir in der Nacht den Kanonendonner gehört hatten, schickte man uns zum Schanzen. Tauwetter hatte eingesetzt. Es regnete. Man trieb uns vom Lager nordwärts. Wieder war es so wie anfangs. Wer nicht mehr konnte, fiel hin, wurde erschossen und in den Straßengraben geworfen.
Einen erschoß der Unteroffizier übrigens nur dafür, daß er eine erfrorene Kartoffel im Gehen aufgehoben hatte. Wir überquerten ein Kartoffelfeld. Ein Hauptfeldwebel, Hontschar hieß er, ein Ukrainer, bückte

sich nach dieser unseligen Kartoffel und wollte sie wegstecken. Der Unteroffizier bemerkte das. Wortlos trat er an Hontschar heran und schoß ihm ins Genick. Dann stoppte er die Kolonne und ließ uns Aufstellung nehmen. ‚Das alles', sagte der Unteroffizier und beschrieb einen weiten Kreis, ‚ist Eigentum des Deutschen Reiches. Wer eigenmächtig was nimmt, wird erschossen.'

In einem Dorf warfen uns Frauen Brot und gekochte Kartoffeln zu. Manch einer konnte was erhaschen, die meisten kamen nicht dazu: die Posten eröffneten das Feuer auf die Fenster. Uns wurde befohlen, schneller zu gehen. Doch die Kinder sind ein Völkchen ohne Furcht, sie rannten ein paar Häuser voraus, legten das Brot auf die Erde, und wir hoben es im Gehen auf. Ich erwischte eine große Kartoffel und teilte sie mit meinem Nachbarn. Wir aßen sie mit der Schale. In meinem Leben habe ich keine schmackhaftere Kartoffel gegessen. Wir sollten Stellungen im Wald bauen. Die Deutschen verstärkten die Wache und gaben uns Spaten. Nein, nicht bauen, zerstören wollte ich ihnen ihre Stellungen!

Am gleichen Tag, kurz vorm Dunkelwerden, stieg ich kurz entschlossen aus der Grube, die wir ausschachteten, faßte den Spaten mit der Linken und ging zum Wachtposten. Ich hatte beobachtet, daß die anderen Deutschen beim Schützengraben waren. Außer diesem, der unsere Gruppe bewachte, war keiner zu sehen.

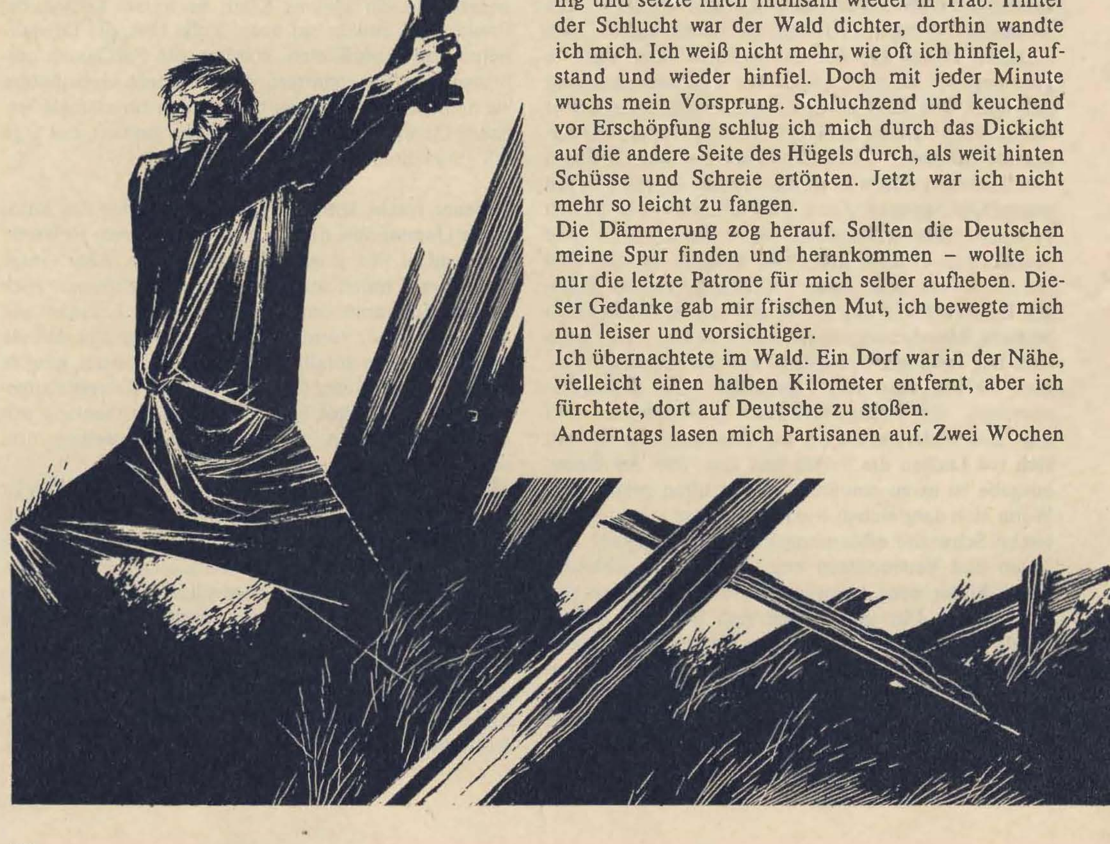
‚Mein Spaten ist kaputt ... hier', brummte ich und trat auf den Soldaten zu. Einen Augenblick durchzuckte mich der Gedanke: Wenn die Kräfte nicht reichen und ich ihm nicht mit dem ersten Schlag den Garaus mache, bin ich verloren. Der Posten mußte etwas Verdächtiges in meinem Gesicht bemerkt haben. Er machte eine Bewegung mit der Schulter und faßte nach dem Riemen seiner Maschinenpistole. Doch da traf ihn mein Spaten ins Gesicht. Den Kopf zu treffen, hatte ich nicht versucht, drauf saß der Stahlhelm. Aber der Schlag reichte aus, ohne Mucks fiel der Soldat um.

In der Hand hielt ich die Maschinenpistole mit drei Magazinen. Ich rannte los. Doch da merkte ich auf einmal, daß ich gar nicht mehr rennen konnte. Meine Kraft, das war's! Ich blieb stehen, verschnaufte ein wenig und setzte mich mühsam wieder in Trab. Hinter der Schlucht war der Wald dichter, dorthin wandte ich mich. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich hinfiel, aufstand und wieder hinfiel. Doch mit jeder Minute wuchs mein Vorsprung. Schluchzend und keuchend vor Erschöpfung schlug ich mich durch das Dickicht auf die andere Seite des Hügels durch, als weit hinten Schüsse und Schreie ertönten. Jetzt war ich nicht mehr so leicht zu fangen.

Die Dämmerung zog herauf. Sollten die Deutschen meine Spur finden und herankommen – wollte ich nur die letzte Patrone für mich selber aufheben. Dieser Gedanke gab mir frischen Mut, ich bewegte mich nun leiser und vorsichtiger.

Ich übernachtete im Wald. Ein Dorf war in der Nähe, vielleicht einen halben Kilometer entfernt, aber ich fürchtete, dort auf Deutsche zu stoßen.

Anderntags lasen mich Partisanen auf. Zwei Wochen



lag ich bei ihnen in der Erdhütte, erholte mich und sammelte Kräfte. Zuerst waren sie mißtrauisch, obwohl ich mein Parteibuch aus dem Mantelfutter holte und ihnen zeigte – ich hatte es im Lager notdürftig einnähen können. Aber als ich dann an ihren Operationen teilnahm, änderte sich das schlagartig. Im Januar brachten mich die Partisanen über die Frontlinie. Einen Monat lag ich im Lazarett. Der Granatsplitter wurde aus der Schulter entfernt, den Rheumatismus und die übrigen Krankheiten, die ich mir im Lager geholt habe, lasse ich nach dem Krieg kurieren. Als ich aus dem Lazarett entlassen wurde, bekam ich Genesungsurlaub. Eine Woche blieb ich zu Hause, länger konnte ich nicht. Ich hielt's einfach nicht aus. Mag einer sagen, was er will, mein Platz ist hier bis zum Ende."

Wir verabschiedeten uns vor dem Bunker. Nachdenklich blickte Leutnant Gerassimow auf die in helles Sonnenlicht getauchte Schneise.

„Wir haben gelernt, richtig zu kämpfen", sagte er, „aber auch zu hassen und zu lieben. Auf so einem Schleifstein, wie es der Krieg ist, werden alle Gefühle sehr gut geschliffen. Man sollte meinen, Liebe und Haß könnten nebeneinander nicht bestehen. Sie wissen ja, es heißt: ‚Man kann nicht Pferd und Reh vor einen Wagen spannen.' Doch bei uns sind beide in einem Gespann und ziehen gut. Aus tiefster Seele hasse ich die Faschisten für alles, was sie meiner Heimat angetan haben, gleichzeitig liebe ich mein Volk von ganzem Herzen und will es nicht unter dem faschistischen Joch leiden sehen. Gerade das ist es, was mich, was uns alle mit solcher Erbitterung kämpfen läßt, eben diese beiden Gefühle, in die Tat umgesetzt, bringen uns den Sieg. Und während die Liebe zur Heimat in unseren Herzen lebt, solange diese Herzen schlagen, tragen wir unseren Haß auf den Spitzen unserer Bajonette. Verzeihen Sie, wenn das etwas spitzfindig klingt, aber ich denke nun mal so", schloß Gerassimow, und erstmals, seit wir uns kannten, lächelte er, ein einfaches, liebes, kindliches Lächeln.

Und erstmals nahm ich wahr, daß dieser zweiunddreißigjährige Leutnant, dieser durch schwere Erlebnisse und Entbehrungen erschütterte, aber noch immer baumstarke und kräftige Mann, schlohweiße Schläfen hatte. So weiß war dieses von übergroßem Leid gebleichte Haar, daß ein weißer Spinnwebfaden, der an der Feldmütze des Leutnants haften geblieben war, völlig mit dem Schläfenhaar verschmolz. Ich konnte ihn nicht mehr entdecken, sosehr ich mich auch bemühte.

Deutsch von Gottfried Kirchner

Die Erzählung entnahmen wir dem Buch Michail Scholochows: „Sie kämpften für die Heimat", erschienen im Verlag Volk und Welt Berlin.



AR-Preisausschreiben



„In einer Stadt wie Berlin", schrieb Friedrich Engels vor 145 Jahren, „würde der Fremde ein wahres Verbrechen gegen sich selbst und den guten Geschmack begehen, wenn er nicht alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen würde."
In diesem Sinne, liebe Leser – willkommen in der 750jährigen Hauptstadt unseres Landes, bei einem Bummel zwischen Panke und Brandenburger Tor, Alex und Müggelsee! Neunmal wollen wir verweilen, um uns Militärhistorisches in Erinnerung zu rufen; mit der Chance auf doppelten Gewinn:
Neben neuem oder aufgefrischtem Wissen warten bei mindestens 7 richtigen Antworten 1 × 160, 1 × 120, 1 × 80, 3 × je 50, 4 × je 30
und 6 × je 20 Mark auf ihre glücklichen Empfänger.
Schreiben Sie also Ihre Lösung von 1 bis 9 auf eine Postkarte an Redaktion „Armeerundschau", Postfach 46130, Berlin 1055. Kennwort:
Unter den Linden. Einsendeschluß: 10. 5. 1987 (Datum des Poststempels)

sschreiben

1 Am Königstor, dem Schnittpunkt der Stadtbezirke Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain unweit des bekannten Märchenbrunnens, finden wir den Gedenkstein für einen deutschen Offizier: Alexander von Blomberg. Er fiel am 20. Februar 1813 an eben dieser Stelle. An der Seite russischer Kosaken hatte er am Kampf um die Befreiung Berlins von den französischen Besatzungstruppen teilgenommen. Die wenige Wochen zuvor durch den preußischen Generalleutnant Graf Yorck von Wartenburg und den russischen Generalmajor von Diebitsch unterzeichnete Konvention von Tauroggen war der Anstoß zu einer breiten Volkserhebung gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Der mutigen Tat von Tauroggen widmete ein deutscher, 1827 in Wien verstorbener Komponist eine Musik, die zum Präsentiermarsch unserer Streitkräfte wurde – den „Marsch des Yorckschen Corps". Wie heißt sein Schöpfer?





2 Im Stadzentrum zwischen Spree und Kupfergraben, Straße Unter den Linden und Friedrichstraße stoßen wir auf die Friedrich-Engels-Kaserne, die das gleichnamige Wachregiment der Nationalen Volksarmee beherbergt. 1841/42 diente hier der Mitbegründer unserer wissenschaftlichen Weltanschauung, Friedrich Engels, als sogenannter Einjährig-Freiwilliger. In welcher Waffengattung?



3 Eines der ältesten Gebäude in der Prachtstraße Unter den Linden ist das Zeughaus. Im Mai 1695 wurde sein Grundstein gelegt. Namhafte Baumeister, Maler und Bildhauer, unter ihnen Andreas Schlüter (1664–1714), haben diesem Bauwerk ihren Stempel aufgedrückt. Viele Jahre war es Waffenarsenal und Kaserne. In den Märzkämpfen von 1848 erstürmten es Berliner Arbeiter, und 1918 besetzten revolutionäre Arbeiter und Soldaten das Zeughaus. Im zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, sollten nach seiner Teileröffnung 1953 noch zwölf Jahre bis zur völligen Wiederherstellung dieses denkwürdigen Hauses vergehen. Heute befindet sich in seinen Sälen eine umfangreiche ständige Ausstellung, das Berliner Zeughaus ist ein Museum geworden. Wie heißt es?

AR-Preisau

4 Eingerückt zwischen Zeughaus und Humboldt-Universität – die Neue Wache; ein von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) im klassizistischen Stil errichtetes Gebäude. Vor ihm stehen Ehrenposten unserer Armee unter Gewehr, und in seinem Inneren lodert eine Ewige Flamme. An welchem Mahnmal befinden wir uns?





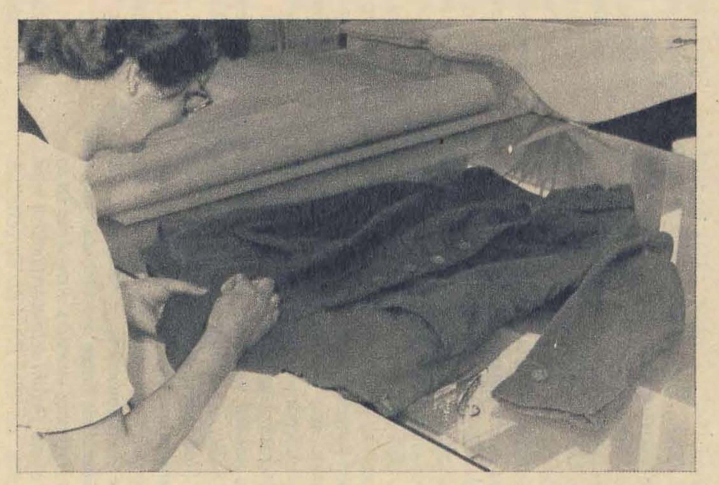


5 Berlins Geschichte mangelt es nicht an Kuriositäten. Doch wohl keine hat alle Welt so auflachen lassen wie seinerzeit der Streich des Schusters Wilhelm Voigt. Am 16. Oktober 1906 war er, in eine beim Trödler billig erstandene Offiziersuniform gehüllt, an der Spitze einer kurzerhand von ihm befohlenen Militäreskorte zum Rathaus einer Berlin damals noch vorgelagerten Stadt gezogen, hatte dort Ratssekretär, Bürgermeister und Kassenrendant verhaftet und die Stadtkasse konfisziert. Es war die Geburtsstunde eines heute in nahezu keinem Festzug fehlenden Berliner-Originals. Der Schuster Voigt hat in der hauptstädtischen Historie seinen Platz gefunden. Unter welchem Namen?

6 Am Marx-Engels-Platz erblicken wir zwischen Spreeufer und Breiter Straße den Marstall, unter anderem ist er das Domizil der Neuen Berliner Galerie und so Anziehungspunkt vieler Besucher. Im November 1918 wurde er das Hauptquartier der revolutionären Matrosen. Ihre heldenmütig kämpfende Division bleibt unvergessen. Welche Bezeichnung führte sie?

7 Diesen Uniformrock trug ein Armierungssoldat des ersten Weltkrieges: ein Berliner Parlamentarier, der gegen den Widerstand der bürgerlichen Reaktion für die Arbeiterkinder aus den lichtlosen Mietskasernen am Arnimplatz einen Spielplatz – den ersten dieser Art – schaffen half; einziger sozialdemokratischer Abgeordneter, der 1914 im Reichstag gegen die Bewilligung der Kriegskredite stimmte; ein Revolutionär, der am 9. November vom Balkon des Berliner Schlosses „die freie sozialistische Republik Deutschland" ausrief, zu den Begründern der KPD gehörte und am 15. Januar 1919 durch Mörderhand fiel. Wer war dieser aufrechte Arbeiterführer?





8 Erster Ehrenbürger unserer Hauptstadt wurde ein Mann, dessen Namen eine Berliner Oberschule, eine Kaserne der Grenztruppen der DDR, eine Straße und ein Platz tragen. Am Rathaus des Stadtbezirkes Friedrichshain erinnert eine Bronzetafel an diesen General, der unser Land vom Faschismus befreien half und als der erste sowjetische Stadtkommandant in die Nachkriegsgeschichte Berlins eingegangen ist. Wie heißt er?



9 Nur wenige Schritte sind es vom Saalbau, dieser historischen Versammlungsstätte der Berliner Arbeiter, zum Volkspark Friedrichshain und dort zu Gedenkstätten, die unsere militärischen Traditionen auf eigene Weise verdeutlichen: der Friedhof der Märzgefallenen von 1848, die lebensgroße Skulptur eines roten Matrosen von 1918, das Denkmal für die im gemeinsamen Kampf gegen die Nazibarbarei gefallenen polnischen Soldaten und deutschen Antifaschisten. An der Friedensstraße verweilen wir vor dem Spanienkämpferdenkmal. Welcher bekannte Künstler der DDR schuf dessen Hauptfigur?

Text:
Major d. R. Horst Günter Kleinschmidt
Bild: Dieter Breitenborn

Boris Sergejewitsch Ugarow, Wiedergeburt, Öl, 1980

Fünfunddreißig Jahre nach dem Ende des Krieges ist dieses großformatige Bild geschaffen worden. Der Maler ist der sowjetische Künstler Boris Sergejewitsch Ugarow (geb. 1922), heute Präsident der Akademie der Künste der UdSSR. Sein Leben ist vom Krieg Hitlerdeutschlands gegen die Sowjetunion schwer gezeichnet worden. Dieser Krieg hat ihm Jahre geraubt, die er dem Studium hätte widmen können. Erst nach der Demobilisierung hat Ugarow ein Kunststudium aufnehmen können, das er 1951 mit einem Diplom für Malerei abschloß.

Er war als Freiwilliger an die Front gegangen. An der Leningrader und an der Wolchowfront kämpfte er als Richtkanonier bei der Artillerie, außerdem in Karelien und im Fernen Osten. Da er sich bereits vor dem Kriege mit Malerei beschäftigt hatte, wurde er einer Gruppe von Kriegskünstlern zugeteilt.

In seinen späteren Werken ist der Krieg oftmals für das Thema eines Bildes bestimmend geblieben. Das heißt nicht, daß Ugarow ausschließlich diesen Erinnerungen nachhing; er malte Landschaften, Porträts und Stilleben. Seine hohe Farbkultur und sein feines Empfinden für Stimmungen in der Natur zeichnen diese Bilder aus.

Er ist ein lyrischer Künstler, ein empfindsamer, doch kein schwächlicher Charakter. Seine Kunst drückt aus, wie ernst ihm die Erhaltung des friedlichen Lebens ist. Das gilt ihm als Hauptthema seiner Kunst. Ugarow hat wiederholt Auswirkungen des Krieges dargestellt. Bezeichnenderweise vermeidet er dabei die Darbietung von schrecklichen Szenen der Zerstörung. Ihm genügt es, in einem Bilde die Verstörtheit von Menschen spüren zu lassen, die der Krieg aus ihrem normalen Leben gerissen hat und die nicht wissen, was nun werden soll („Juni 1941", Gemälde, 1975). Er zeigt den Opfermut von Frauen, ihre selbstverständliche Tapferkeit im eingeschlossenen Leningrad („Leningraderin. Im Jahre 1941", Gemälde, 1961). Diese Bilder wirken intensiv und nachhaltig, weil sie wahrhaftig sind.

So auch das hier wiedergegebene Gemälde aus dem Jahre 1980 (Öl auf Leinwand, 190 × 247 cm) unter dem Titel „Wiedergeburt": Eine junge Familie mit Haustieren und einem Wagen auf freiem Feld vor zerstörten Häusern. Soweit die Darstellung. Sie ist einfach und klar. Es könnte eine Szene sein, die sich in das friedliche Leben eines Dorfes einfügt: Man macht Rast auf dem Feld, vielleicht ist es eine Pause während der Arbeit. Die junge Mutter ist mit ihrem Sohn zum Vater gekommen, man unterhält sich, und die Arbeit wird fortgesetzt werden. Aber die Häuser sind zerstört, das Dorf ist offensichtlich menschenleer. Das Beisammensein der drei Menschen ist anders zu verstehen.

Wo soll man wohnen, wenn der Winter kommt? Wird man zu essen haben, wenn man ganz allein das Feld bestellen soll? Sind andere Menschen da, mit denen man zusammenarbeiten kann, um leben zu können? Das alles drängt sich auf, wenn diese Szene in einen geschichtlichen Zusammenhang gebracht wird. Das Nachdenken über diese Frage bedeutet, daß man dem Bilde zutraut, Hoffnung auszudrücken. Alles ist so angelegt, daß dieses Gefühl selbstverständlich wird. Kein falscher Ton, der dem Ernst der dargestellten Situation unangemessen wäre, ist angeschlagen.

Die Menschen haben keine Schuhe. Das Land muß bestellt werden. Die Häuser müssen aufgebaut werden. Bald wird ein Kind geboren werden, für das man sorgen muß. Der Junge muß lernen, um fortsetzen zu können, was der Vater begonnen haben wird. Mit dem Blick des Vaters auf den Sohn wird das gesagt. Man muß diesen Blick verstehen, weil die dargestellte Situation dazu zwingt.

Die Darstellungsmittel des Werkes erscheinen selbstverständlich, und doch sind Komposition, Lichtführung und Farbenwahl so überlegt, daß das Bild eindringliche Wirkung ausüben kann. Der Horizont liegt fast am oberen Bildrand; man sieht auf die weithin sich erstreckende Erde, die bestellt werden muß. Unaufdringlich wird das als Symbol einer Aufgabe für die Zukunft dargelegt; die Trümmer stehen nicht im Mittelpunkt der Darstellung, sondern die Menschen, die das Dorf aufbauen werden. Sie wirken nicht niedergedrückt, sondern nachdenklich; sie sind ernst, aber nicht verzweifelt. Der Bildraum ist so großzügig aufgeteilt, daß sich den Menschen die volle Aufmerksamkeit zuwenden kann. Der Maler hat das Bild nicht überfordert; es ist, obwohl eine Erfindung, dokumentarisch und erklärt uns die Zuversicht der sowjetischen Menschen nach den Zerstörungen des Krieges, ihre Sehnsucht nach Frieden, ihre Friedfertigkeit.

Text: Horst-Jörg Ludwig
Reproduktion: Akademie der Künste



Unser Rücktitel: GALINA

Es war einmal ein kleines Mädchen. Das hatte Schleifen im Haar und wunderschöne dunkle Augen. Sein Kinderbettchen stand weit weg von hier. Ungefähr zwei Millionen Männerschritte, durch die Lüfte allerdings, müßte man schon gehen, um in die Heimatstadt des Mädchens zu gelangen. Es ist eine hügelig-grüne und schöne Stadt und heißt Donezk. Das Mädchen war also eine niedliche kleine Ukrainerin. Und es konnte etwas Besonderes. Die Eltern wußten es längst; und als es zur Schule kam, merkten es bald auch die Lehrer, und sie sagten: „Galina, du singst so hübsch, willst du in unserem Schulchor mitsingen?" Da freute sich das Mädchen, denn singen war ihm ja nun fast das Allerliebste auf der Welt.

Weil Galina so musikalisch war und ihre Stimme so schön, brauchte sie bald nicht mehr in die Schule zu gehen. In diese nicht. Dafür kam sie in eine Musikschule. Und da begann allmählich der Ernst des Lebens, denn Galina bekam eine gründliche Ausbildung, und das war nicht immer Zuckerlecken. Galina studierte Gesang und Klavier, und das bedeutete neben dem Unterricht üben, üben, üben, während andere Schlittschuhlaufen oder Eis essen oder ins Kino gehen durften.

Ihre große Begabung und ihr Studienfleiß verwandelten sich in ein Sprungbrett, von dem sich Galina eines Tages kraftvoll abstieß und sicher landete im Ziel der Sehnsüchte von so vielen: am Moskauer Konservatorium. Sie war damals schon so große Klasse, daß sie das erste Studienjahr weglassen und gleich mit dem zweiten beginnen durfte!

Besser, als sie es tat, konnte Galina ihr vierjähriges Studium nicht beenden: als otlitschniza, als Beststudentin, und obendrein mit einem Sonderdiplom in der Tasche. Das ist ein ganz besonderes Papier. Wer es besitzt, darf frei wählen, wohin er gehen, wo er eingesetzt werden möchte. Eine höhere Macht hatte Galina diese Entscheidung abgenommen. Es war die Liebe. Sie kam zu ihr in Gestalt eines jungen Mediziners aus der DDR. Also, ade Moskau, und herzlich willkommen in Berlin, genau gesagt, an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler".

Im vierten Studienjahr bereits studiert Galina hier klassischen Gesang. Ihre Stimmlage ist Mezzosopran. Nicht nur, weil ihr Lehrer, Professor Hermann Hänel, sie hilfreich, aber streng fordert, sondern weil sie eine wirklich gute Sängerin werden will, arbeitet Galina besessen an sich. Sie feilt an ihrem stimmlichen Ausdruck, vervollkommnet die so überaus wichtige Atemtechnik, erarbeitet sich schwierige Opernpartien, nimmt fleißig Spracherziehung, um sauber in deutscher Sprache zu singen. Und übt und übt und übt.

Mozart, Bach, Bizet, Dvorak sind ihre bevorzugten Komponisten. Und Horst Krüger. Jeder weiß, er ist einer der profiliertesten Vertreter unserer Unterhaltungskunst, ein versierter Komponist und Orchesterchef. Drei Titel hat er für Galina geschrieben. Die Sängerin wollte sich ausprobieren, wollte versuchen, ob sie auch in anderen musikalischen Genres etwas leisten kann. Und sie machte ihre Sache so gut, daß sie zur Fernsehsendung „bong" eingeladen wurde. Bald darauf stand sie wiederum auf einem „Sprungbrett" – in Hartmut Schulze-Gerlachs verdienstvoller Sendereihe für Nachwuchskünstler. Sie gefiel den Zuschauern so sehr, daß sie die begehrte „da-capo"-Einladung für diese Show erhielt. Überdies schloß die Konzert- und Gastspieldirektion mit ihr einen Fördervertrag ab – alles in allem ein guter Start.

Galina liebt Auftritte vor Publikum. Sie hat keine Angst, vor ein paar hundert Menschen hinzutreten und zu singen. Im Gegenteil. Sie will zugehen auf die Leute, will Kontakt haben mit dem Publikum, will Freude und Herzlichkeit verbreiten und ist glücklich, wenn ihre Sympathie für die Menschen vor ihr zurückkehrt zu ihr wie eine warme Welle. Spaß, Bewegung, Heiterkeit, Tanz, Temperament, das liegt ihr, das mag sie. Ein Musical, das wäre ihr Traum …

Also Abschied von Mozart, Bach und großer Arie? Nach ihrem Studium ist Galina Gesangssolistin mit Hochschuldiplom. Eine hohe Qualifikation nach einer langen Studienzeit. Wie wird sich die junge Künstlerin entscheiden: Opernbühne? Show-Bühne? Sie hat sich entschieden. Galina wird als Gesangssolistin im Erich-Weinert-Ensemble der Nationalen Volksarmee wirken. Schon früher hatte sie viele Auftritte mit dem EWE bestritten, war häufig Gast in den Truppenteilen der NVA wie auch bei unseren sowjetischen Waffenbrüdern. Man kennt sich also. Bei den Konzerten und Auftritten des EWE wird das Publikum eine Sängerin erleben, die internationale Hits und das Beste aus unseren Schlagerwerkstätten ebensogut interpretiert wie Chansons und Volkslieder.

Galina iste ine um Vielseitigkeit und Perfektion bemühte junge Künstlerin mit einer sehr schönen Stimme und viel Ausdruckskraft. Und sie ist ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch.

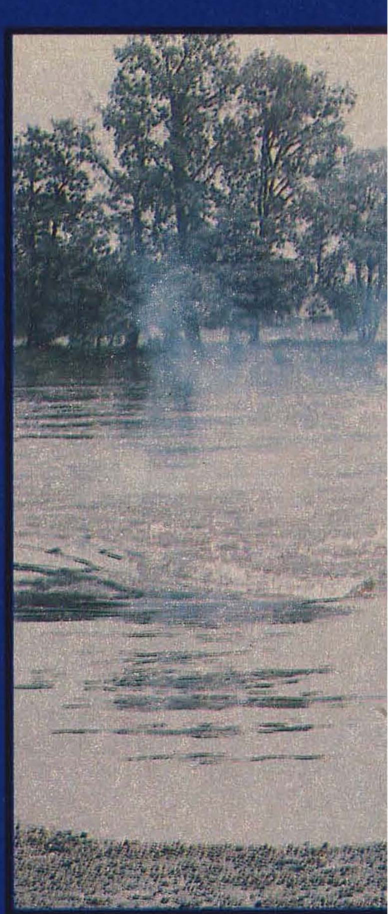
Wir wünschen Galina viel Erfolg, immer ein anspruchsvolles Publikum und viele gute Lieder. Und wenn Sie Galina sehen und hören, dann erinnern Sie sich vielleicht: Es war einmal ein kleines Mädchen mit Schleifen im Haar, das wohnte zwei Millionen Männerschritte von hier entfernt …

Text: Karin Matthées
Bild: Günter Gueffroy

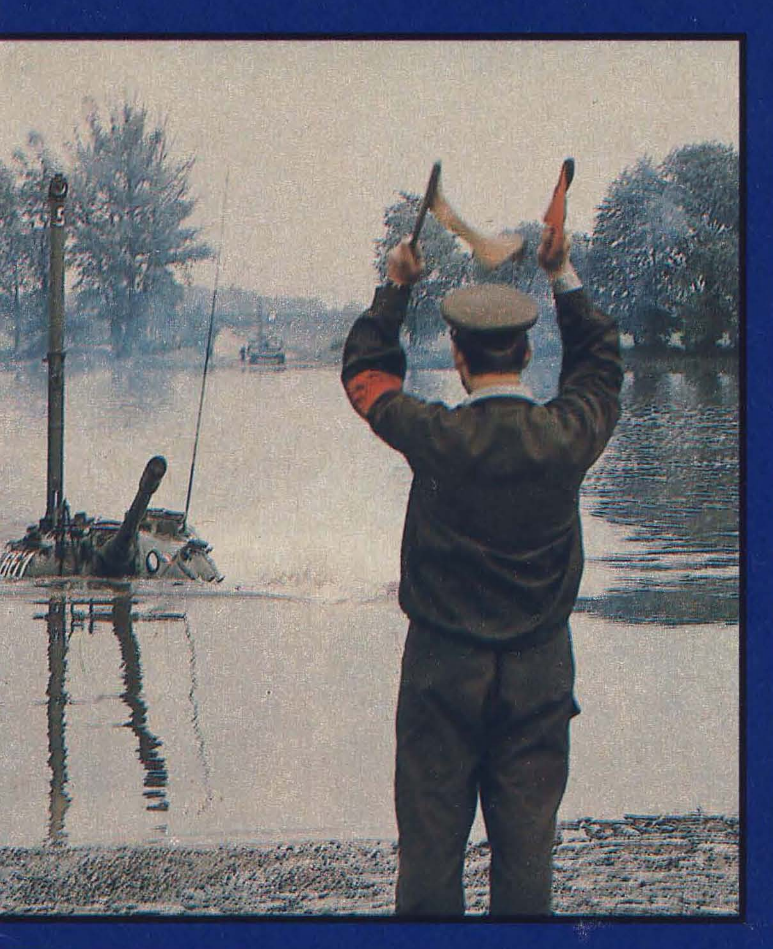
Autogramm-Anschrift:
Galina, Wladislaw-Wolkow-Str. 26,
Fürstenwalde, 1240







So wohlig auf dem Grund?









Nicht gerade „... wie's Fischlein ... so wohlig auf dem Grund" (nach Goethe) fühlen sich diese drei Panzersoldaten der Tschechoslowakischen Volksarmee. Eher wie gewiefte Spezialisten, denen eine Unterwasserfahrt mit ihrem T-55 nicht im geringsten den Puls beschleunigen kann. Und das beim Training, wo sie direkten Kontakt zum Ausbilder behalten, wie bei der praktischen Überprüfung. Anschließend wurde „Klar Schiff" gemacht, die Panzer stehen wieder blitzblank einsatzbereit in Reih' und Glied. Kein Wunder, daß da unsere Waffenbrüder gut lachen haben.

Bild: Oldrich Egem (5), CTK (1)

Wer hätte vor wenigen Jahren daran gedacht, in welch großem Umfang Personal- und Bürocomputer, rechnergestützte Arbeitsplätze ganz real das Bild, vielfach bereits das Leben in unserem Land mitbestimmen und daß „Schlüsseltechnologien" kein Zauberwort mehr ist, hinter dem so mancher Phantastisches vermutet. Ihre Anwendung ist reale Aufgabe. Der stellen sich – wie Arbeiter, Ingenieure und Wissenschaftler im zivilen Bereich unserer Gesellschaft – auch die Angehörigen der Nationalen Volksarmee. Allerdings, wie soll das zusammengehen,



Soldaten und Computer?

Ist nicht letztlich der Soldat derjenige, der mit seiner MPi, in der SFL oder im Panzer – um nur bei den Landstreitkräften zu bleiben – das Gefecht in der unmittelbaren Auseinandersetzung entscheidet? Daran wird sicher kaum einer zweifeln. Dennoch; ist in den letzten Jahren nicht auch die Kampftechnik komplizierter geworden? Denken wir nur einmal an die modernen Gefechtsfahrzeuge der Truppenluftabwehr, die Aufklärungs-, Feuerleit- und Vernichtungsmittel in sich vereinigen. Oder an die Ladeautomatik im T-72. Immer umfassender findet die Elektronik auch in den Prozeß der Truppenführung Eingang. Also auch im militärischen Bereich wird umfassend intensiviert, werden Schlüsseltechnologien angewendet, um die Effektivität vor allem der Maßnahmen zur Erhöhung von Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft zu verbessern. Dies umfaßt auch die Sicherung einer hohen Qualität sowohl der Ausbildung an dieser komplizierten Technik als auch ihrer Wartung und Instandsetzung sowie das effektive Ausnutzen der vorhandenen Ausbildungszeit.

Darum konzentrieren sich zahlreiche junge Neuerer und Jugendforscherkollektive in unserer Armee auf das Schaffen von Trainern, Simulatoren und anderen Ausbildungsmitteln, auf die Rationalisierung der Wartung und Instandsetzung von Technik und Bewaffnung sowie auf das Einsparen materieller und finanzieller Mittel in den verschiedensten Bereichen. Mit den Ergebnissen ihrer meist nach anspruchsvollem Dienst ausgeführten Arbeit ziehen sie dann auch auf der alljährlich stattfindenden Zentralen Messe der Meister von Morgen nicht



nur die Blicke zufälliger Passanten auf sich.

Als ich im November 1986 gegenüber einem Kollegen erwähnte, ich wolle mir das in Leipzig zur 29. ZMMM selbst ansehen, sagte er: „Orientierungssinn wie eine Brieftaube brauchst du da, und gut zu Fuß wie ehedem ein Wandergesell' mußt du schon sein, willst du dich überall informieren." Recht hatte er. Auf dem Gelände der Technischen Messe war soviel zu sehen, daß ich es nicht geschafft habe, in knapp zwei Tagen überall wenigstens

vorbeizuschauen. Allerdings eines fiel mir auf. Wo ich hinsah; Fernsehgeräte, gekoppelt mit Computern. Bildschirme über Bildschirme. So auch in Halle 4, wo Neuerer, Erfinder und Rationalisatoren der NVA, der Grenztruppen der DDR und der Zivilverteidigung ausgestellt hatten.

Von angewandter Hochtechnologie bis zu solidem Handwerk war fast alles vertreten bei den mehr als 100 Exponaten. Anschaulich demonstrierten die jungen Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten, wie sie – jeder für sich – den Auftrag des XI. Parteitages verstanden haben, die militärische Führungs-, Ausbildungs- und Sicherstellungsprozesse umfassend zu intensivieren.

Gleich im Eingangsbereich zog mich ein Trainingsgerät für die Hubschrauberführerausbildung in seinen Bann. Ein Mi-24-Modell im Maßstab 1:15 auf einem Tisch vor dem Pilotensitz. Über die originalen Bedienelemente des Hubschrauberführers wird das Modell funkferngesteuert. Damit können sich die Offiziersschüler Grundfertigkeiten in der komplizierten Steuertechnik eines Hubschraubers aneignen, ohne daß sie gleich an die Originaltechnik heranmüssen. In dem sicheren Gefühl, daß eigentlich nichts schiefgehen wird, erlernen sie hier bereits während ihrer theoretischen Grundlagenausbildung, Hände und Füße richtig einzusetzen, ihre Bewegungen zu koordinieren, so daß während der praktischen fliegerischen Ausbildung ein Großteil der bis dahin für dieses Training benötigten Flugzeit entfallen kann. Insgesamt 17 Trainer und Simulatoren zählte ich, die mit Hilfe von Schlüsseltechnologien dazu beitragen, die Ausbildung in unseren Streitkräften zu intensivieren. Da entwickelte zum Beispiel das Kollektiv von Oberstleutnant Winges in nur zehn Monaten einen universellen Störkomplex für die Ausbildung und das Training von Bedienungen



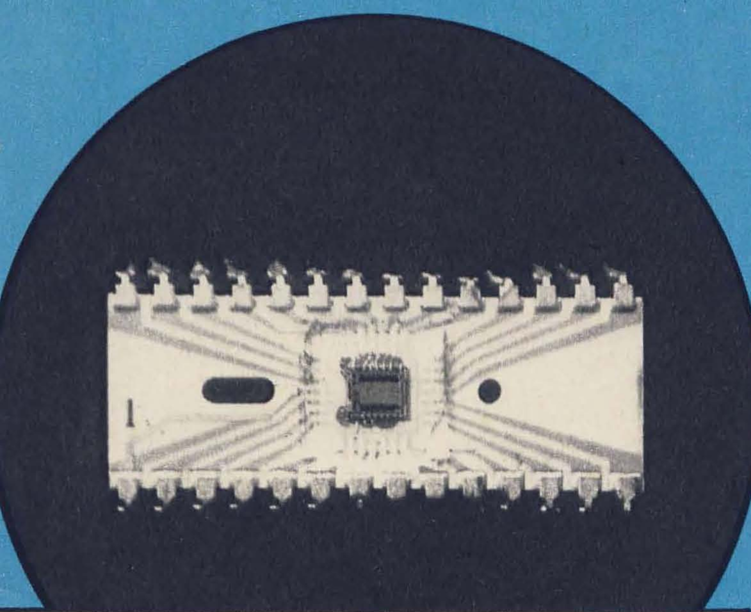
funkelektronischer Mittel der Truppenluftabwehr. Dieser Komplex ersetzt eine Reihe teurer Einzelgeräte und ermöglicht Kosteneinsparungen von mehr als 800 000 Mark je Ausbildungsjahr. Der effektiveren Ausbildung der Richtlenkschützen von Schützenpanzern dient eine Laser-Zieltrainingsanlage. „Diese Anlage ist eine echte Gemeinschaftsarbeit zwischen unserem Kollektiv und dem VEB Carl Zeiss Jena, insbesondere mit der Betriebsberufsschule ‚Ernst Thälmann'. Von dort erhielten wir die Lasersteuerung, spezielle Prismen und bewegliche Spiegel", begann Major Reimund Franke zigmal in den Tagen der 29. ZMMM seine Erklärung des Simulators. Damit sei es möglich, alle Tätigkeiten zum Lösen von Feueraufgaben mit der Turmbewaffnung des Schützenpanzers sowie die richtige Anwendung der Schießregeln zu erlernen, ohne auch nur einen scharfen Schuß abgeben zu müssen. Durch den Einsatz des Lasers, gekoppelt mit einer Kamera und gesteuert mittels Kleincomputer, ist es erstmals möglich, verschiedene Feueraufgaben zu programmieren und in einer Lehrklasse zu „schießen". Dabei können verschiedene Ausgangsbedingungen, besonders meteorologische Einflüsse und Zielbewegungen, simuliert werden. Während der Richtlenkschütze seine Originaltechnik am Lehrturm bedient, übernimmt der KC 85/2 die gesamte Steuerung und Kontrolle. Der militärökonomische Nutzen dieser Anlage beträgt rund 400 000 Mark im Jahr. Auch Beispiele origineller Anwendung von Rechnern waren zu sehen. So einige Ausbildungsplätze einer ganzen Lehrklasse für rechnergestützte Nachrichtenbetriebsausbildung. Das Jugendforscherkollek-

tiv der FDJ unter Leitung von Leutnant Walter hat dieses Ausbildungsmittel entwickelt. Hier ersetzt der Mikrorechner nicht nur das mühselige Auswerten von Leistungskontrollen. Vielmehr verwirklicht er gleichzeitig ein neues didaktisches Prinzip, indem er die Leistung jedes einzelnen Schülers analysiert und die Aufgaben entsprechend individuell anpaßt.

Mit zahlreichen Spitzenleistungen empfahlen sich auch die Angehörigen des medizinischen Dienstes der NVA. Für einen Hitze-Kontakt-Koagulator, mit dem auf Infrarotbasis Blutungen an inneren Organen gestillt werden können, und für ein neues Instrument zur Sanierung von Knorpeln an schwer zugänglichen Stellen der Gelenke wurden Patente angemeldet. Zwei von insgesamt acht. Und ob es sich um den „Babywecker", einen Schallimpulsgenerator zur Erzeugung von Weckreizen beim noch ungeborenen Kind, oder eine Zusatzeinrichtung zum Zahnröntgengerät handelt; immer haben Neuerer unter Ausnutzung neuester Erkenntnisse aus Wissenschaft und Technik Lösungen gefunden, die nicht nur in der Armee zur Anwendung kommen sollen.

Großes interesse, nicht nur bei den Medizinern, fand schließlich eine vollautomatische Anlage zur Desinfektion von Matratzen. Sie war verständlicherweise nur als Modell zu sehen. Durch den Einsatz einer solchen elektronisch gesteuerten Einrichtung werden die hygienischen Bedingungen wesentlich verbessert und gegenüber bisherigen Verfahren zwölf Arbeitskräfte eingespart.

Noch vieles müßte genannt werden. Denn eigentlich jedes der Exponate im NVA-Ausstellungsbereich zeigte deutlich, daß Armeeangehörige wie auch Zivilbeschäftigte ihre Aufgaben bezüglich umfassender intensivierung sehr ernst nehmen. Durch Nachdenken, Knobeln und Tüfteln gelangen sie zu Ergebnissen, die vor allem Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft erhöhen, aber auch einen erheblichen militärökonomischen Nutzen bringen. Und so betrachtet, meine ich, passen Soldaten und Computer ganz gut zusammen. Überzeugen Sie sich doch selbst, im November auf der 30. ZMMM.





Text: Major Ulrich Fink
Bild: Joachim Tessmer (3), Olaf Striepling (1), Wolfgang Fröbus (1), Oberstleutnant Ernst Gebauer (1)

Der stille Partner



11.39 Uhr MEZ passiert am 2. Oktober 1986 das Fährschiff „Mukran" auslaufend die rot-weiße Ansteuerungstonne Mukran und erreicht die offene See. Es befindet sich auf seiner Jungfernfahrt und bringt erste Güter, Landmaschinen und metallurgische Erzeugnisse der DDR, in den sowjetischen Hafen Klaipeda. Das Schiff kann nun frei navigieren. Es hat reichlich Wasser unter dem Kiel.

Auch die „Palmer Ort" kreuzt in der Ansteuerung zum Fährhafen Mukran; im Vergleich zu der 191 m langen Fähre eine Nußschale. Für kurze Zeit legt das hydrographische Boot an einer der das Fahrwasser begrenzenden Tonnen an. „Tonnenwinkeln" nennen das Kapitän Goldbeck und sein Bootsmann. Sie stehen an Bord auf der Höhe der Tonne.



Die „Dornbusch" nimmt eine Tiefwasserleuchttonne auf

Einstellen der Kennung (Leuchtdauer) an der Laterne

Ein Leuchtfeuer im Meer als festes Seezeichen

Leuchttonne zur seitlichen Begrenzung des Fahrwassers



Mit dem Sextanten ermitteln sie deren Position, ob sie das Fahrwasser noch richtig markiert. Haben Seegang oder Sturm die Tonne „auswandern" lassen, ist sie aus ihrer Verankerung zu heben und wieder in die richtige Lage zu bringen.

Das geschieht „im Interesse der Aufrechterhaltung der nautischen Sicherheit des Seeverkehrs in den Seegewässern der DDR", wie es im Statut des Seehydrographischen Dienstes (SHD) der DDR heißt. Die „Palmer Ort" gehört zu seiner technischen Flotte. Von der Mecklenburger Bucht bis vor die Odermündung reichen die Seegewässer unseres Landes. Ihr östlicher Bereich um und vor den größten Inseln der DDR, Rügen und Usedom, ist der hydrographisch komplizierteste. Bodden, Haff und Achterwasser verlängern die Ansteuerungen zu den Häfen. Strömungen und die dadurch erzeugten Grundverschiebungen bedrängen die Fahrwasser, von denen es hier 575 km gekennzeichnete gibt. 170 der zu ihrer Markierung ausgelegten Seezeichen leuchten, die übrigen 1730 sind unbeleuchtet und ge-

ben den Seefahrern durch Form und Farbe die nötigen Informationen. Nun kommen die gewaltigen Schiffe der Fährlinie Mukran-Klaipeda hinzu. Legt man da nun einige Tonnen mehr aus? Natürlich nicht, denn Seezeichen befinden sich dort, wo es hydrographische Umstände nötig machen. Nautische Daten von der Prorer Wiek waren vorhanden. Doch nach Meinung der Genossen vom SHD genügten sie der Bedeutung des neuen Hafens nicht. Dafür mußte die Wiek bis in den letzten Winkel hydrographisch völlig neu erfaßt werden. Überdies hatten es die Erbauer des Hafens eilig: sie wollten zum XI. Parteitag der SED den Probebetrieb aufnehmen. Zu diesem Termin brauchten sie die Karte. Doch weder bei See- noch Eisgang kann vermessen werden. So war der Hafen bereits im Bau, als das Vermessungsschiff „Carl-Fr. Gauß" 1984 mit der Arbeit begann. Die Zeit drängte, deshalb erklärte die SED-Parteiorganisation im SHD das Projekt „Seekarte Prorer Wiek" zu ihrer Parteitagsinitiative und stellte es unter die Kontrolle der einzelnen Grundorganisationen.

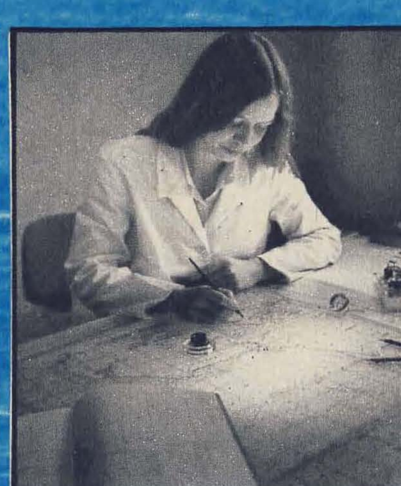
Ein Seegebiet wird vor allem auf seine Tiefe vermessen. Man teilt es dazu in kleine Bereiche auf, die nach einem System auf eng nebeneinanderliegenden Kursen abgefahren werden. Fortlaufend wird gelotet. Navigiert wird nach dem Hyperbelverfahren, einem sehr genauen Funknavigationssystem. Rechnergestützte Technik an Bord des Vermessungsschiffes sammelt sowohl die Daten des Ortungssystems als auch die der Tiefenlotungen, speichert und druckt sie in sogenannten Blattschnitten auf. Zigmal ist dafür in den 3 × 3 Seemeilen großen Bereichen auf und ab zu fahren. Wird der Törn, und sei es die allerletzte Überfahrt, durch Ausfälle im Schiffsbetrieb unterbrochen, muß von vorn begonnen werden. Nicht ein einziges Mal gab es auf der „Gauß" Anlaß dafür. Durch ihr persönliches Wirken hatten die Kommunisten an Bord klargemacht: Wir liefern die Ausgangswerte für die neue Karte in guter Qualität. Und pünktlich.

Gabriele Pfefferkorn fand es schon aufregend genug, als Jungingenieurin das Zusammenstellungsoriginal einer ganz neuen Seekarte ausarbeiten zu dürfen. Welchem Karthographen ist in dieser entdeckten Welt noch so etwas vergönnt? Immer nur werden die Karten ergänzt. Daß zudem gerade ihr, einem der jüngsten Parteimitglieder, eine solch wichtige Aufgabe anvertraut wurde, verlangte sorgsamste Arbeit. Immer wieder dachte sie: Hoffentlich erwische ich alles, stimmt auch alles. Ein Besuch im landseitigen Teil des künftigen Hafens, in der Wirrnis der unfertigen Bauten, minderte ihre Sorge nicht. Die Autorität der Kommunisten, die auch hier hinter dem Projekt stand, nahm ihr nichts an Arbeit ab. Nur spürte sie ein noch nie erfahrenes Hand-in-

Eingravieren der Kartenelemente in die Kunststoffolie

Genossin Gabriele Pfefferkorn





Hand-gehen aller, das ihr die Zusammenarbeit mit den anderen Beteiligten erleichterte. Ein wenig stolz war Gabriele dann schon, als sie das Zusammenstellungsoriginal – aus der topographischen Karte für das Landgebiet, aus den seeseitigen Vermessungen der „Gauß" und den sich immer wieder verändernden Projektunterlagen des Hafens erarbeitet – auf den Tisch legen konnte. Sie hatte ihren Parteiauftrag erfüllt; zeitig genug, so daß noch die Anhaltskopien für den Grundriß und das untermeerische Relief angefertigt und danach die Elemente der Karte in Kunststoffolien graviert werden konnten, von denen die Druckoriginale für die sieben Farben des Offsetdrucks zu ziehen waren. Drucklegung war am 7. März 1986, der Parteitag trat erst einen Monat später zusammen.

Die Seekarte war da, und trotz längerem Eisgang waren auch alle schwimmenden Seezeichen in der Wiek ausgelegt. Ohne diese nautischen Hilfsmittel würde keine der großen Fähren auf dem engen Raum so dicht unter Küste manövrieren können, denn die großen Schiffe stoppen erst nach 600 Metern.

„Hohe Zuverlässigkeit ist unser unsichtbares Gütesiegel!" Diese Worte wurden auf dem Tonnenhof des SHD Karlshagen geäußert. Genosse Martens leitet ihn. Er ist seit 25 Jahren beim SHD. Ein Ingenieur mit dieser Erfahrung braucht kein Eigenlob. Auf dem Hof flimmert es in vielen Farben, doch meist in Rot und Grün, denen der Seefahrer für Back- und Steuerbord. Die Tonne „Mukran" kam nicht von hier. Die anderen Baken- und Spierentonnen, Flach- und Tiefwassertonnen, die leuchtenden und unbeleuchteten, die der Fähre den Weg weisen, sind mit den vielen anderen, die im Greifswalder Bodden, im Strelasund, im Peenestrom und dem Haff liegen, in Karlshagen durch die Prozedur gegangen.

Ein schwimmendes Seezeichen hat viele Feinde: Von seinem ersten Tag an rostet es. Sturm und Seegang tun ein übriges. Besonders schlimm treibt es das Eis mit ihm. Dem Rost wird durch Konservierung – immer wieder entrosten und anstreichen – entgegengewirkt. Um die Aussagekraft der Tonnen zu erhalten, werden sie reihum ausgewechselt und zum Hof gebracht. Etwa auf ein Kabel – knapp 200 m – voraus muß das Seezeichen dem Seemann am Tage durch Form und Farbe und, wenn es nachts beleuchtet ist, durch Färbung des Lichts und dessen Leuchtdauer (Kennung) eine eindeutige Information vermitteln. Stabil müssen die Energiequellen der Leuchttonnen sein.



Die fast überall eingesetzten Zinkluftelemente arbeiten über ein ganzes Jahr, sind aber leider nicht wieder zu verwenden. Ein Dämmerungsschalter hilft Energie sparen. Alles in allem ein Aufwand, der einen volkswirtschaftlichen Wert für eine Flachwasserleuchttonne von 30000 Mark, für eine Tiefwasserleuchttonne von 90000 Mark darstellt. Die Laternen samt Schaltelektronik und Zinkluftelement bringen es auf 6000 Mark. Drastisch wird der Nutzeffekt an der möglichen Ladung der „Mukran" deutlich: sie hat 103 Eisenbahnwaggons mit je 70 t Fracht sicher über das Meer zu bringen. Verständlich, daß die Genossen vom SHD die Seezeichen so lange wie nur möglich beleuchten, um den Schiffen, ob groß oder klein, beste Navigationsbedingungen zu sichern. Im Winter können die Leuchttonnen gegen unbeleuchtete ausgewechselt werden. Doch wann ist es soweit? fragt sich Jahr für Jahr Genosse Martens. 1978/79 war der Winter zu Silvester plötzlich im Bodden. Ändern ließ sich daran nichts. Doch um die Verluste an Material in Grenzen zu halten, ging schließlich Kapitän Stöwahse damals mit dem Schlitten von Greifswald aus aufs Eis. Mit seiner Besatzung baute er aus den vor Rügen eingefrorenen Tonnen die empfindlichen Laternen aus. Aber nicht alle Feuer sind gelöscht, wenn der Frost kommt.

Die festen Seezeichen, die Leucht- und Richtfeuer sowie die Baken an Land geben weiter ihre speziellen nautischen Informationen. Dazu gehören auch die sechs Leuchttürme an der DDR-Küste. Doch Leuchtturmwärter gibt es dort nicht mehr. Wurde ihr „romantischer" Beruf ein Opfer moderner Technik? Genosse Schimmelpfennig, 27 Jahre im SHD tätig und jetzt Schaltwart in der Seezeichenüberwachung, sieht das so: „Auf einem Leuchtturm war mindestens am Tag einmal gut 160 Stufen hinaufzusteigen. Mehrere Dieselmotoren mußten in Gang gehalten, gewartet und repariert werden. Strom gab es nur über die Diesel. Liefen die nicht, brannte weder Licht noch spielte das Radio. Nach jeder Schicht war der große Maschinenraum zu reinigen. Der weite Blick über die Inselwelt, der Turm, der eben seine Welt war; der Wärter mochte daran noch Gefallen gehabt haben. Aber das Leben für die Familien war schwer. Für die Kinder gab es keine Schule. Im Winter war man völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Die Lebensmittel wurden knapp, krank durfte keiner werden. Hubschrauber gibt es erst seit Jahrzehnten ..."

Heute sitzt Genosse Schimmelpfennig vor dem Leuchtschaltbild. Von allen großen und kleinen Leucht- und Richtfeuern kann er durch Knopfdruck Informationen einholen bzw. sich elektronisch melden lassen, ob an dem betreffenden Feuer Nebel ist, das Feuer gelöscht, ob Glühlampen durchgebrannt sind, die Anlage durch Unbefugte betreten wurde, die Energieversorgung ausgefallen ist, sich die Netzersatzanlage (automatische Dieselstation) eingeschaltet hat, wie hoch die Raumtemperatur, ob ein Brand ausge-









Auf der Brücke der „Palmer Ort" (oben), Kapitän Löber am Kartentisch der „Gellen" (rechts oben), Genosse Schimmelpfennig in der Schaltwarte (rechts unten)

Der Tonnenhof

Filter sorgen für das farbige Licht der Laternen, Genosse Martens und Fechner kontrollieren sie vor dem Einsatz



brochen ist, die Batterien geladen sind oder die Elektronik gestört ist.

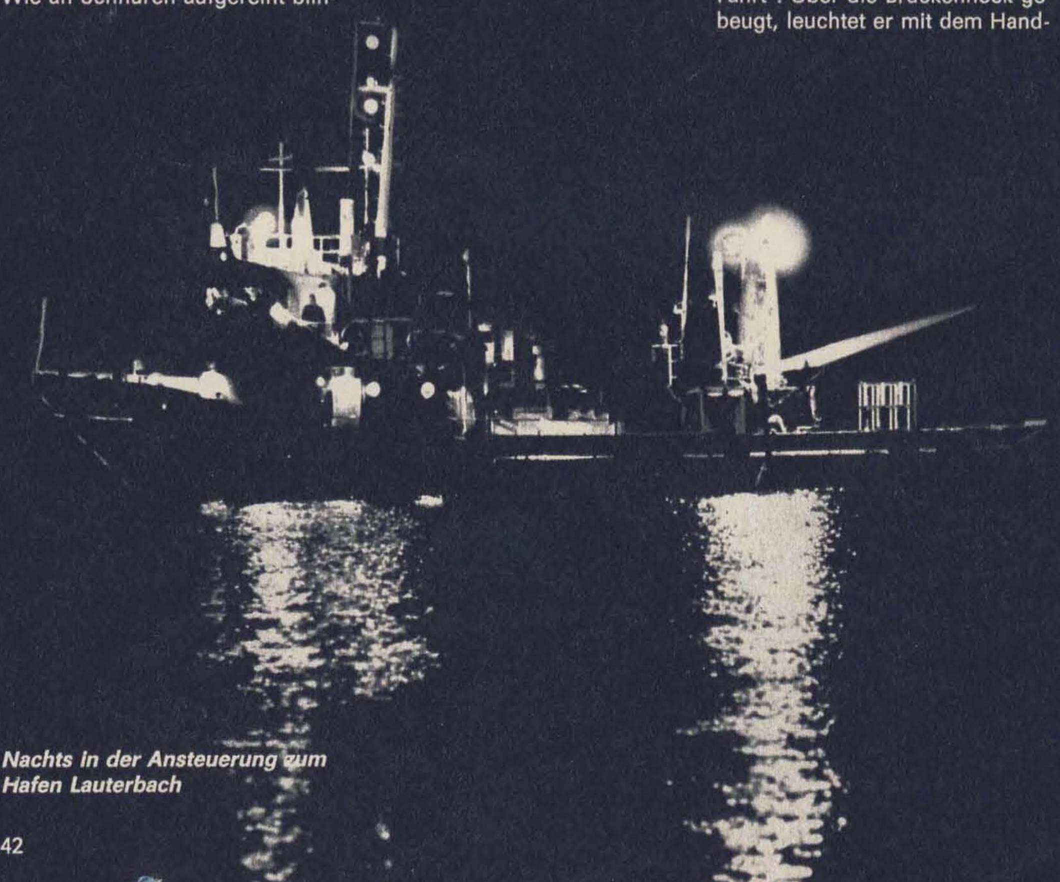
Viel Geld hat der Staat ausgegeben, um auf diese Weise Arbeits- und Lebensbedingungen der einstigen Leuchtturmwärter zu verbessern. Erst in zweiter Linie ging es um die nautisch wirksame Sicherheit auch der kleinen festen Seezeichen. Zu geben hatten auch die Wärter. Nicht mehr zu den jüngsten gehörend, war es für sie nicht einfach, in die Geheimnisse der Elektronik einzudringen. Sie setzen sich heute noch, alle mit fast sechzig Lenzen, auf die Schulbank. Sie haben ein Leben lang keine großen Worte gemacht; zu wem sollten sie es auch auf ihren einsamen Inseln und an den unzugänglichen Küsten? Daß sie auch jetzt wieder ihre Pflicht tun, obwohl es ihnen schwerfällt, imponiert den Jungen, die die Funkelektronik richtig gelernt haben. Modernes Wissen und Lebenserfahrung schließen einander nicht aus im heutigen Kollektiv der älteren Schaltwärter und der jungen Seezeichenmechaniker.

Das größte Leuchtfeuer steht auf der Greifswalder Oie. Es reicht 26 Seemeilen über das

Meer. Seit 1975 arbeitet das elektronische Überwachungssystem. Nur zweimal ist seither das Feuer der Oie ausgefallen, für die zwei Minuten, in denen automatisch eine Speziallampe ersetzt wird. Aber nur an Land ist sich selbst kontrollierende Technik einsetzbar. Die schwimmenden Seezeichen sind vor Ort zu inspizieren. Am Donnerstag, dem 2. Oktober 1986, war es die „Palmer Ort" in der Ansteuerung Mukran. Zwei Tage später, am Sonnabend, läuft die „Gellen" zur Nachtkontrolle der Hauptfahrwasser in den Greifswalder Bodden ein. Östlich passiert sie bei Sonnenuntergang die Greifswalder Oie, nimmt danach Westkurs und steuert die Küste von Rügen an. Kapitän Löber will vor Thießow durch das Landtief. Dieses Fahrwasser wird stark genutzt. Fast alle Schiffe von und nach Stralsund müssen diesen Weg nehmen, der eine Solltiefe von sechs Metern garantiert und durch die Untiefen am Thießower Haken führt. Bei Einfahrt ins Landtief ist es dunkel. Wie an Schnüren aufgereiht blinken und blitzen die Lichter; da sie einläuft, liegen die roten für die „Gellen" an ihrer Backbord-, die grünen an der Steuerbordseite. Auslaufend würde es dem Prinzip, Rot für Steuer-, Grün für Backbord entsprechen. Diese Regel ist international vereinbart.

Alle Leuchttonnen funktionieren. Auf Höhe Böttchergrund nimmt die „Gellen" Kurs nach Nordwest, nun die Lichter der Tonnen Thießow, Zicker und Reddevitz voraus. Ein Weg, den die Lauterbacher Fischer nehmen. Dennoch hat Kapitän Löber das Radar geschaltet. Revierfahrten verlangen höchste Aufmerksamkeit. Er ist der jüngste Kapitän des SHD. Gerade 30 Jahre alt, hat er schon das Kommando über ein großes hydrographisches Boot und seine sieben Mann Besatzung. Immer schon wollte er Seemann werden und mit der Handelsflotte zu fernen Ländern, über fremde Meere fahren. Nach dem Abitur begann er an Bord eines Schiffes der Volksmarine seine Seefahrerlaufbahn als Vermessungsgast. Danach heuerte der Stabsmatrose d. R. als Matrose beim SHD an. Technische Flotte, so meinte er nun, könne interessanter sein. Schon das Fahren in den Küstengewässern erfordere ständig volle Aufmerksamkeit. Auf den kleinen Schiffen müsse eigentlich jeder alles können. Nein, Routinearbeit, etwa am Steuerautomaten auf einem der großen Pötte, sei für ihn nichts. Vor der Küste, wo die anderen ihrer Größe wegen unbeholfen sind, will er ihnen Sicherheit geben. Dem anderen beistehen, war schon immer eine Seemannstugend.

Die „Gellen" fährt östlich um die Insel Vilm und dann auf Kurs nach Lauterbach. Es ist Mitternacht. Nah ist das Ufer und eng das Fahrwasser. Längst müßte sich das weiße Licht der Ansteuerungstonne zeigen, doch keiner auf der Brücke kann sie ausmachen. Der Kurs stimmt, Kapitän Löber sieht es bei einem Blick auf die Karte. Er befiehlt „Langsame Fahrt". Über die Brückennock gebeugt, leuchtet er mit dem Hand-

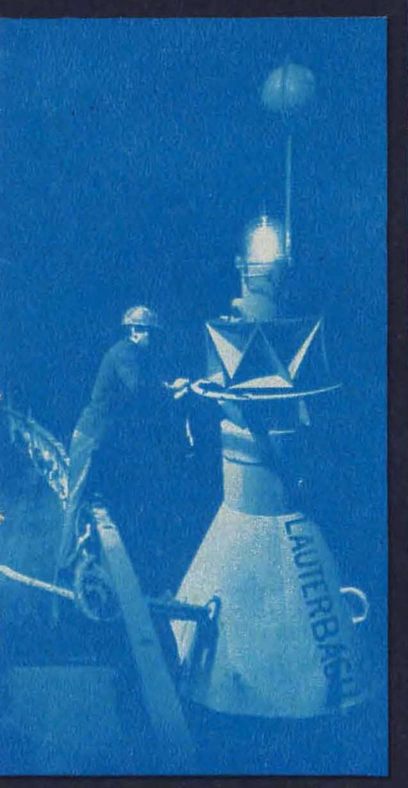


Nachts in der Ansteuerung zum Hafen Lauterbach

scheinwerfer voraus. Das Licht trifft nur auf wallende Nebelschwaden. Schließlich geben sie einen im Wasser liegenden Gegenstand frei: die Tonne Lauterbach ohne Licht! Die „Gellen" geht auf Stopp, läßt sich an die Tonne herantreiben. Noch einige Male fährt Kapitän Löber Maschinenmanöver. Dann liegt die Tonne an Steuerbord. Der Bootsman und ein Matrose öffnen sie. Das Zinkluftelement gibt nur noch geringe Spannung ab. Zu wenig. Es wird ausgebaut und vorerst durch einen Bleisammler als Notschaltung ersetzt. Die Männer arbeiten zügig, doch ohne Hast. Erst in der Messe, als die „Gellen" wieder auf Kurs ist, frösteln sie. Schon Herbst, denken sie, und bald werden wir Eisfahrten haben.

Ob jemand von ihrer nächtlichen Arbeit im stillen etwas merkt? Die Tonne leuchtet, zuverlässig, wie jene von Saßnitz und Mukran.

Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer

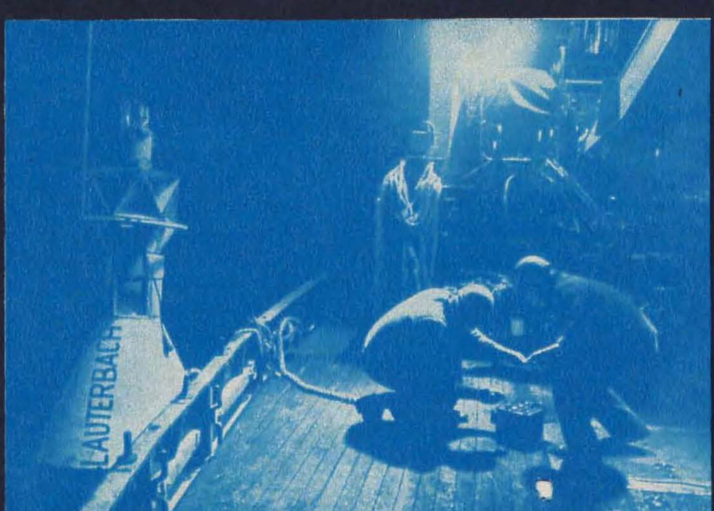




AR-Lexikon

Seehydrographischer Dienst (SHD) der DDR

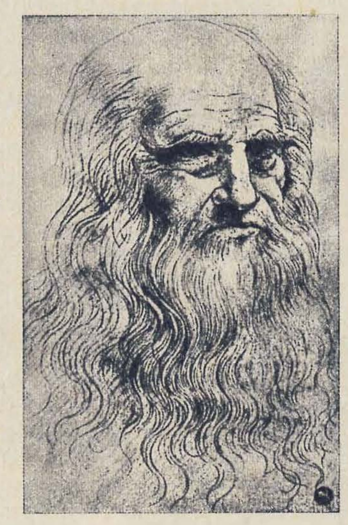
Der SHD führt Seevermessungen zur Herausgabe nautischer Veröffentlichungen durch, sammelt und erfaßt sämtliche hydrographischen Unterlagen vom Küstengebiet, den Seegewässern und dem Festlandsockel der DDR. Ihm obliegt die Erarbeitung und der Vertrieb von Seekarten, nautischen Mitteilungen und Veröffentlichungen für den Seeverkehr. Er kennzeichnet die See- und anderen Gewässer mit Seezeichen, wenn es die nautische Sicherheit der Schiffahrt erfordert, und ist zugleich für den nautischen Warn- und Nachrichtendienst der DDR verantwortlich. Darin informiert der SHD über Gefahren, Ereignisse und Umstände in den Seegewässern der DDR und anderer Staaten. Gedruckt erscheinen diese Informationen wöchentlich, und sie werden täglich zu festgelegten Zeiten über Rügen Radio verbreitet. Der SHD ist Mitglied des Internationalen Seezeichenverbandes (IALA), der Internationalen Hydrographischen Organisation (IHO) und der Hydrographischen Ostseekommission (BGHC). Die in den Seegewässern ausgelegten schwimmenden Seezeichen (Tonnen) werden auf der Elbewerft im sächsischen Laubegast hergestellt. Mit 62 m Länge, 11 m Breite und 1200 tdw ist die „Dornbusch" das größte hydrographische Schiff des SHD. Es erreicht eine Geschwindigkeit von 13 kn und kann eine geschlossene Eisdecke von 30 cm aufbrechen. Der SHD erfüllt Aufgaben zur nautischen Sicherstellung der fahrenden Einheiten der Volksmarine. Er kennzeichnet Übungsgebiete und gibt sie der übrigen Schiffahrt bekannt. Der SHD der DDR ist Bestandteil der Volksmarine.



militaria

Leonardo da Vinci

Leonardo da Vinci wurde am 15. April 1452 in Vinci bei Florenz geboren. Er lebte also in einer Zeit, „der größten progressiven Umwälzung, die die Menschheit bis dahin erlebt hatte, einer Zeit, die Riesen brauchte und Riesen zeugte, Riesen in Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit", wie Engels in der Einleitung zu seiner „Dialektik der Natur" schreibt. „Die Männer, die die moderne Herrschaft der Bourgeoisie begründeten, waren alles, nur nicht bürgerlich beschränkt. Im Gegenteil, der abenteuernde Charakter der Zeit hat sie mehr oder weniger angehaucht. Fast kein bedeutender Mann lebte damals, der nicht weite Reisen gemacht, der nicht vier bis fünf Sprachen sprach, der nicht in mehreren Fächern glänzte. Leonardo da Vinci war nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein großer Mathematiker, Mechaniker und Ingenieur, dem die verschiedensten Zweige der Physik wichtige Entdeckungen verdanken." Leonardo siedelte um 1466 vom Landgut seines Vaters, des Notars Ser Piero, nach Florenz über und trat als Lehrling in die Werkstatt des Andrea del Verrocchio ein. Hier lernte er von Grund auf alle Fertigkeiten, die man den „arti del disegni" zurechnete, von der Kunst des Goldschmiedehandwerks bis zur Architektur und Maschinentechnik.



1481 bat er den Mailänder Herzog Lodovico Sforza, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Und ein Jahr später siedelte Leonardo nach Mailand über, wo er neben anderen Kunstwerken das „Abendmahl" und die „Felsgrottenmadonna" sowie die viel erörterten Entwürfe für sein Bronzepferd, das Reiterdenkmal Sforzas, schuf und zahllose wissenschaftliche Aufzeichnungen machte. Neben diesen großen Arbeiten war er mit festungsbautechnischen Arbeiten beschäftigt, wirkte mit bei Hoffesten, für die er Theatermaschinen ersann und baute, war an Wasserbauten beteiligt. Nach der Besetzung Mailands durch ein französisches Heer verließ er die Stadt und reiste zurück in seine Heimat. Von hier aus ging er im Sommer 1502 für einige Monate als Kriegsingenieur zu Cesare Borgia. Der hatte mit skrupelloser Gewalt seit 1499 große Teile Mittelitaliens unterworfen, mit dem Ziel, ein eigenes Herzogtum zu gründen.

Leonardo, der sich seit seiner Jugend mit der Geschichte der

Durchschlagskraft

Die Bombarde, die ihr Geschoß am weitesten schleudert, zerstört die Bollwerke am meisten.

Stelle für alle möglichen Geschosse, solche aus Eisen, solche aus Blei und solche aus Stein, die Regel auf, nach der die Pulvermenge vergrößert oder verringert werden muß. Unter vielen Bombarden mit gleichem Pulver und gleichem Geschoß schleudert diejenige, in der zur gleichen Zeit eine größere Feuermenge entzündet wird, ihr Geschoß schneller und weiter. Unter den Geschossen von gleichem Gewicht erweist sich dasjenige, das schneller ist, als wuchtiger und versetzt einen stärkeren Schlag. Sorge dafür, daß das Schwanzstück einen ebenso hohen wie langen Hohlraum hat, und das ganze Pulver wird der Entladung zugute kommen.

Bedenke, daß das Rohr umso kürzer sein sollte, je mehr Pulver in der Büchse ist, so daß du auf das Kräfteverhältnis achten mußt.

Waffen, mit dem Bau von Festungen und dem Herstellen von Belagerungsmaschinen, mit ballistischen Studien und mit der Seekriegstechnik beschäftigte, inspizierte die Ausrüstung und die Befestigungsanlagen des Borgia-Heeres. Was er dabei beobachtete, vertiefte seine Abneigung gegen den Krieg, den er in mehreren Aufzeichnungen als töricht und unmenschlich verurteilte. „Um das Hauptgeschenk der Natur, nämlich die Freiheit, zu bewahren, erfinde ich Angriffs- und Verteidigungsmittel für den Fall, daß wir von ehrgeizigen Tyrannen bedrängt werden."

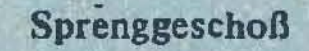
Nicht für die fragwürdigen Ziele der Sforza und Borgia ergriff er also mit seiner Arbeit Partei. Und mit seiner schöpferischen Phantasie blieb er oft nicht beim Auftrag der Besteller stehen, sondern verwirklichte, soweit das möglich war, seine eigenen tieferen Absichten, die im Einklang waren mit den besten, vorwärtsweisenden Ideen der Epoche.

Anfang 1503 trennte sich Leonardo von Cesare Borgia und kehrte wieder nach Florenz zurück, wo er bis zum Jahre 1506 blieb. In der Zeit dieses Florentiner Aufenthalts schuf er zwei seiner wohl berühmtesten Bilder, „Die heilige Anna selbdritt" und das Porträt der Mona Lisa, die sich beide im Louvre in Paris befinden.

Gegen Mitte des Jahres siedelte er wieder nach Mailand über. Pläne, den Fluß Adda bis zum Comersee schiffbar zu machen, beschäftigten ihn, die Leitung des Baus einer Schleuse lag in seinen Händen. Und die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen begann immer breiteren Raum in seinem Leben einzunehmen, speziell auch während seines römischen Aufenthalts von 1513 bis 1516.

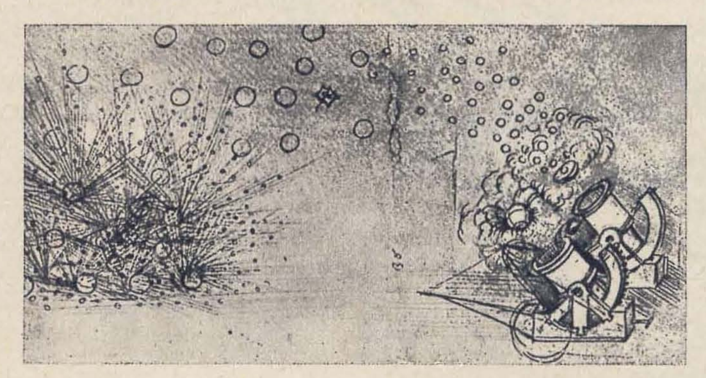
Bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten ging er von den Erfordernissen der künstlerischen Praxis aus, von der ingenieur-künstlerischen Praxis seines Zeitalters. Zur Anatomie sowie zur botanischen, biologischen und meteorologischen Naturbeobachtung kam er als Maler, der nach Naturtreue strebte. Seine sonstigen beruflichen Pflichten führten ihn zu mechanischen, hydraulischen und topographischen Berechnungen und Untersuchungen. Viele seiner Notizen bezeugen Leonardos außerordentliche Wißbegier, für die sich jede Antwort in eine neue Frage, jeder Erfolg in einen Antrieb verwandelte. Seine Lebensdevise war: „Gute Menschen haben natürlicherweise den Wunsch nach Wissen." Wenn er sich einer Sache bemächtigte, so legte er sie nicht beiseite, ehe er sie nicht weitmöglichst zergliedert und ihr alle Konsequenzen und Probleme abgerungen hatte, die seinem Denken erreichbar waren.

Leonardo gehörte zu den Vorkämpfern und Begründern der experimentellen Forschung. Er



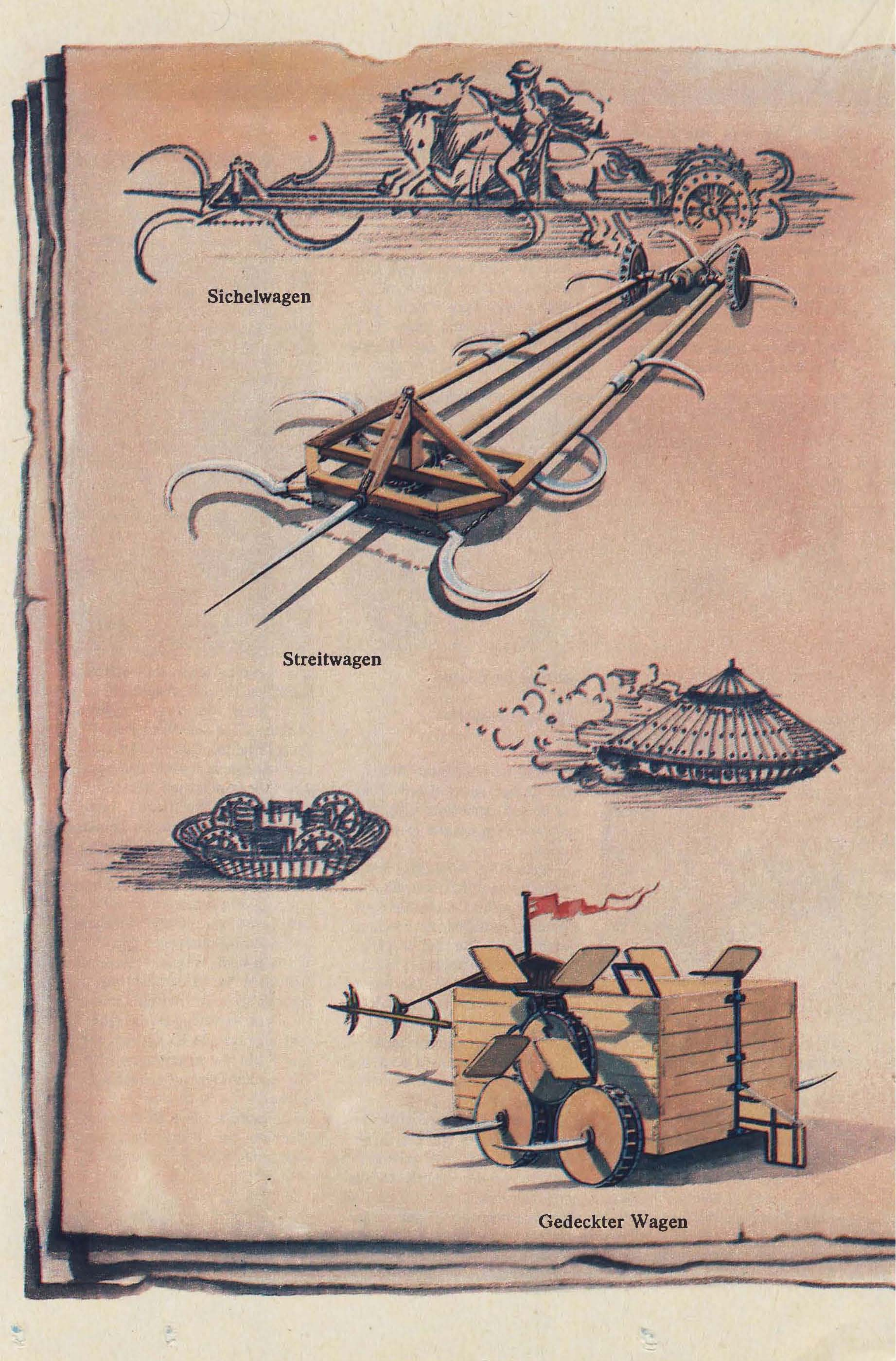
Sprenggeschoß

Das ist das tödlichste Werkzeug, das es gibt. Wenn die mittlere Kugel aufschlägt, entzündet sie die andern Kugeln am Rand, und dabei platzt die mittlere Kugel und schleudert die andern umher, die Feuer fangen, ehe man Ave Maria sagen kann. Außen herum ist eine Hülle, die alles bedeckt. Die Sprengkapseln dieser Kugeln sind aus Pappe gemacht und in Formgips gebettet, dem Stoffschnipsel beigemengt sind. Sie werden in Brand gesteckt durch ein Zündrohr (soffione), das seine Flamme bis ins Zentrum des Geschosses sendet, d.h. mitten in das Pulver, das alle diese Kugeln voller Sprengkapseln in ziemlich großem Abstand voneinander trennt.



Mörser im Kampf

Geschützgießerei


Sichelwagen
Streitwagen
Gedeckter Wagen

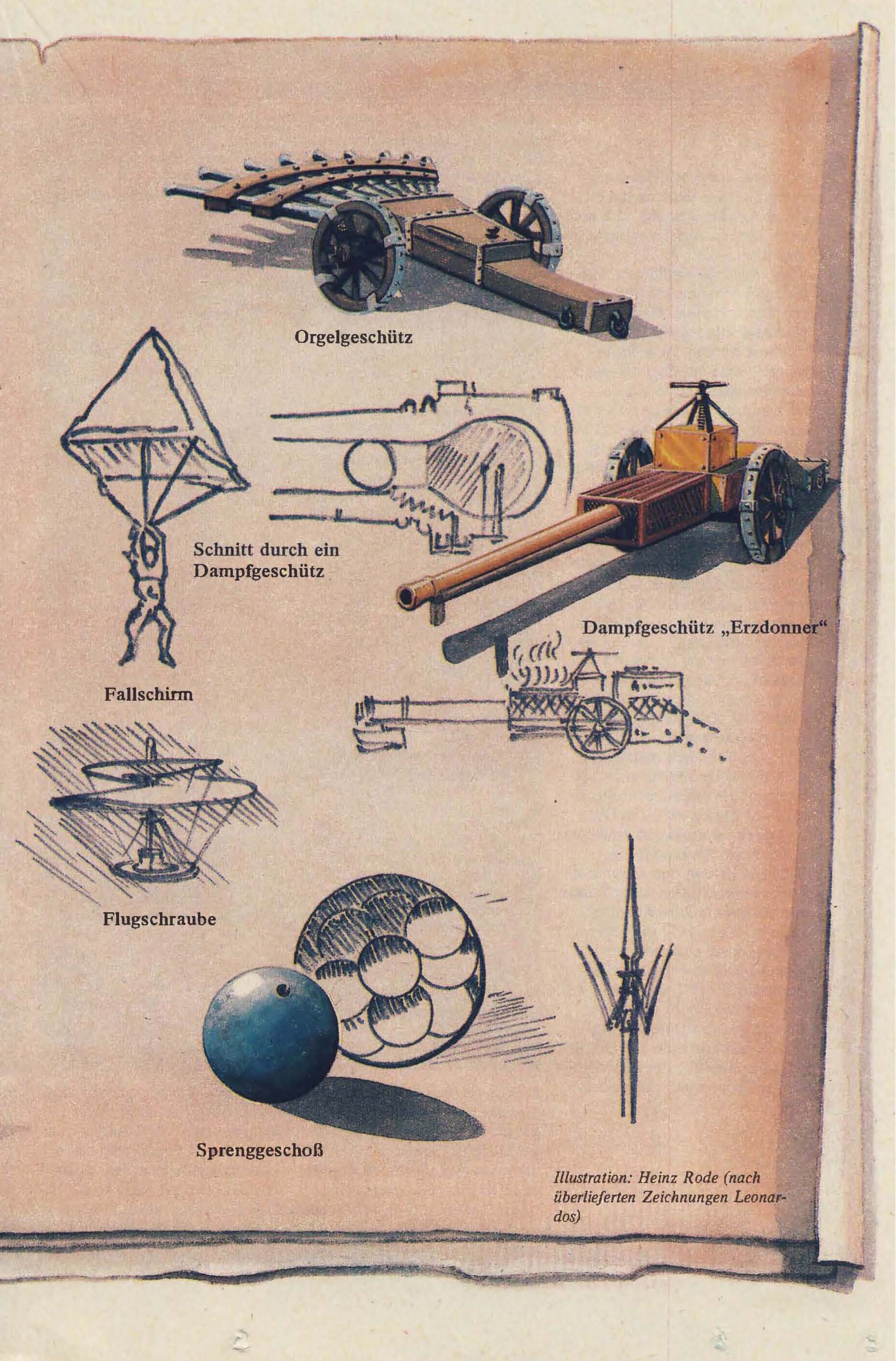


Illustration: Heinz Rode (nach überlieferten Zeichnungen Leonardos)

selbst war ein geschickter und unermüdlicher Experimentator, wie zeitgenössische Berichte und seine eigenen Aufzeichnungen bestätigen.

Inwieweit die vielfältigen Vorschläge Leonardos für Spinn- und Tuchschermaschinen, für Walzwerke und Ziehbänke verwirklicht wurden, ist nicht bekannt. Vergleicht man hingegen seine kriegstechnischen Vorschläge mit anderer Literatur dieser Zeit, so erkennt man, daß es sich bei diesen Entwürfen vielfach um Gedankengut der Zeit handelt. Hatte sich doch etwa seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts das Handwerk des Büchsenmachers als neuer Erwerbszweig herausgebildet. Stellten die älteren Gewerfe, Bliden und Manganen, hauptsächlich Anforderungen an die Fähigkeit des Technikers auf dem Gebiet der Mechanik, so traten mit der Entwicklung des Pulvergeschützwesens ganz andere Ansprüche hinzu. Der Kriegstechniker konnte ohne gewisse chemische und zum Teil auch metallurgische Kenntnisse nicht mehr auskommen. Er mußte nicht nur fähig sein, Pulver auf seine Güte zu prüfen, er mußte im Notfalle auch selbst Salpeter sieden, Schwefel läutern und aus den so gewonnenen Stoffen unter Zusatz von Holzkohle Pulver bereiten können. Hatte 1437 die Metzer Chronik noch staunend von einem Büchsenmeister berichtet, der dreimal des Tages schoß, wohin er wollte, solch unerhörte Leistung aber nur durch magische Kunst zustande brachte, so waren inzwischen die Ansprüche an die Feuergeschwindigkeit erheblich gestiegen. Man hatte Mehrfachgeschütze konstruiert, bei denen mehrere Rohre oder gar mehrere Reihen von Rohren nacheinander abgefeuert werden konnten. In einer kriegstechnischen Handschrift des deutschen Ingenieurs Kyeser von 1405 sind neben einfachen Revolvergeschützen auch Abbildungen von Raketen und Sprenggeschossen, Vorschriften zum Aussprengen von Bäumen mit Hilfe von Schwarzpulver, ferner Beschrei-

Aus dem Bewerbungsschreiben an den Herzog von Mailand Lodovico Sforza 1481/82

Nachdem ich, erhabener Herr, mich nunmehr zur Genüge mit den Leistungen aller derer beschäftigt habe, welche sich Meister und Erbauer von Kriegsgeräten nennen, und nachdem ich gründlich eingesehen habe, daß die Erfindung und Handhabung dieser Geräte in keiner Hinsicht von dem allgemeinen Gebrauch abweicht, will ich mich bemühen, ohne jemand anders zu nahe zu treten, mich Euer Hoheit zu Gehör zu bringen, um Ihnen zu beliebigem Gebrauch anzubieten und zu gegebener Zeit alle jene Dinge wirkungsvoll auszuführen, die hier zum Teil in Kürze nachstehend aufgeführt sind.

1. Habe ich Arten von sehr leichten und festen Brücken, die sich leicht transportieren lassen und die Möglichkeit bieten, dem Feinde zu folgen wie auch gegebenen Falles vor ihm zu fliehen; ebenso andere, die sicher und unverletzlich sind in Feuer und Schlacht, leicht und bequem abzubrechen und aufzustellen. Auch (habe ich) Verfahren, die des Feindes zu verbrennen und zu zerstören.

2. Ich weiß auch bei der Belagerung eines Platzes das Wasser der Gräben abzuleiten und unzählige (Arten von) Brücken, Sturmböcken, Leitern und anderen zu diesen Unternehmungen dienlichen Geräten herzustellen.

3. Item, wenn wegen der Höhe der Wälle oder wegen der Stärke des Ortes oder der Lage bei der Belagerung eines Platzes von Bombarden kein Gebrauch gemacht werden kann, verfüge ich über Methoden, jeden Wehrturm oder jede andere Festung zu zerstören, sofern sie nicht auf Felsen gegründet sind.

4. Ich verfüge auch über Konstruktionen von Bombardellen, die sehr bequem und leicht transportabel sind und die kleine Steine wie einen Hagel schießen, und mit ihrem Rauch flößen sie dem Feinde großen Schrecken ein zu seinem schweren Nachteil und zu seiner Verwirrung.

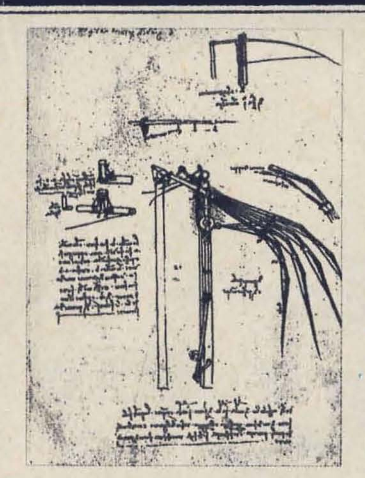
5. Item verfüge ich über Verfahren, durch unterirdische Gänge und geheime und gewundene Wege, die ohne Geräusch hergestellt werden, zu einem bezeichneten Punkte zu gelangen; ebenso, falls erforderlich sein sollte, unter Gräben oder irgendeinem Fluß hindurch zu kommen.

6. Item werde ich sichere und unangreifbare gedeckte Wagen bauen, und wenn sie mit ihrer Artillerie zwischen die Feinde hineinfahren, wird keine noch so große Schar von Bewaffneten sein, die sie nicht brächen. Und hinter ihnen könnte zahlreiche Infanterie unverletzt und ohne irgendwelche Behinderung folgen.

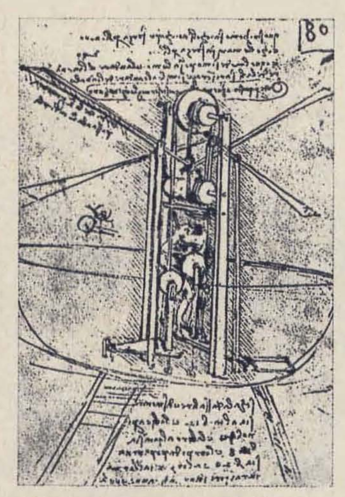
7. Item werde ich im Bedarfsfall Bombarden, Mörser und Passevolanten von der gefälligsten und zweckmäßigsten Art anfertigen, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Gebrauch.

8. Wo die Verwendung der Bombarden nicht am Platze ist, würde ich Onager, Manganen und Trebuchets und andere Gewerfe von erstaunlicher Wirksamkeit und abweichend von der gewohnten Konstruktion anfertigen. Und in Summa werde ich entsprechend der Verschiedenartigkeit der Fälle mannigfache und zahllose Geräte zum Angriff wie zur Verteidigung vorfertigen.

9. Und träge es sich, daß man auf dem Meere wäre, so wüßte ich Arten vieler Werkzeuge, zum Angriff wie zur Verteidigung höchst geeignet, und Fahrzeuge, die dem Rückstoß der größten Bombarde widerstehen werden, und Pulver und Rauch.



Studie zum Flügel einer Flugmaschine



Mechanismus einer Flugmaschine (da Vincis Notizen in Spiegelschrift)

Eine Methode zum Überschreiten von Flüssen

Wenn das Fußvolk einen wegen der reißenden Strömung gefährlichen Fluß überschreiten soll, so ist dies ein zuverlässiges Verfahren: Die Soldaten sollen sich unterfassen und eine Reihe, ja gleichsam eine Palisadenwand bilden, indem sie sich mit den Armen einhaken. Diese Reihen müssen sich dann in der Stromrichtung des Wassers auf den Weg machen, ohne daß einer die Strömung durchquert, und das ist ein sicheres Verfahren aus dem folgenden Grund: Der erste oben ist derjenige, der den ersten Andrang des Wassers aufhält, und wenn er allein wäre, würde das Wasser ihn niederwerfen; aber da alle unteren ihn stützen und schirmen, so schreiten sie nebeneinander sicher vorwärts. Wenn das Gefälle des Flusses von rechts nach links verläuft, wühlt jeder in der Reihe, während er vom ersten Ufer zum zweiten schreitet, mit seiner rechten Schulter den Flußlauf auf, und links hat er die rechte Schulter des Nebenmannes und das abfließende Wasser.

bungen von fahrbaren Schutzschilden, Sichelwagen, mit Feuerwaffen armierter „Katzwagen“, Steigzeuge, Brechzeuge, Pontons enthalten. All dies findet man auch bei Leonardo wieder. Fast immer aber ging er über seine Vorgänger hinaus. So beispielsweise in seiner Vorschrift zur Bewaffnung reitender Schützen. Während nämlich sein Landsmann Mariano Jacopo von Siena für diese noch vorschrieb, daß sie in zwei getrennten Taschen Pulver und Kugeln mit sich führen sollten, empfahl Leonardo die Benutzung fertig patronierter Munition. Leonardo verdient, der erste moderne Ingenieur genannt zu werden. Denn im Gegensatz zu seinen Vorgängern begnügte er sich nicht einfach mit der Übernahme handwerklicher Regeln, sondern suchte die Gründe für die überkommenen Vorschriften und Verfahrensweisen zu erkennen und die Ergebnisse von Versuch und Rechnung für die technische Praxis nutzbar zu machen. Er übernahm dabei die theoretischen Anschauungen seiner gelehrten Quellen, verglich sie mit seinen persönlichen Erfahrungen und gewann ihnen so nicht selten einen neuen Gesichtspunkt ab.

In den Grundzügen war seine Methode also bereits die der klassischen Physik. Auf den Gebieten der Mechanik, der Optik, der Hydrostatik und Hydrodynamik sowie der Aerodynamik nahm er – zum Teil im Ansatz – Ergebnisse vorweg, die später, beginnend bei Galilei, durch Generationen von Forschern und Denkern gewonnen wurden. Nach Alexander von Humboldts Urteil war Leonardo „der größte Physiker des 15. Jahrhunderts, der mit ausgezeichneten mathematischen Kenntnissen den bewundernswürdigsten Tiefblick in die Natur verband“.

Gegen Ende des Jahres 1516 folgte Leonardo einer Einladung König Franz I. und siedelte nach Frankreich über. Sein Schüler Francesco Melzi begleitete ihn und führte unter seiner Anleitung aus, was da Vinci nicht mehr zu leisten vermochte. Leonardo dachte vor allem an eine Trockenlegung und planmäßige Bewässerung eines Sumpfgebietes zwischen der Loire und ihrem südlichen Zufluß, dem Cher. Die Kanalisierung, die unter Heinrich IV. tatsächlich erfolgte, soll in Anlehnung an seine Vorschläge ausgeführt worden sein.

Nach einem ungefähr zweieinhalbjährigen Aufenthalt in Frankreich starb Leonardo in Amboise am 2. Mai 1519 und wurde am 12. August im Kreuzgang der Kirche St. Florentin bestattet.

Redaktion: Major Ulrich Fink





Marinehubschrauber

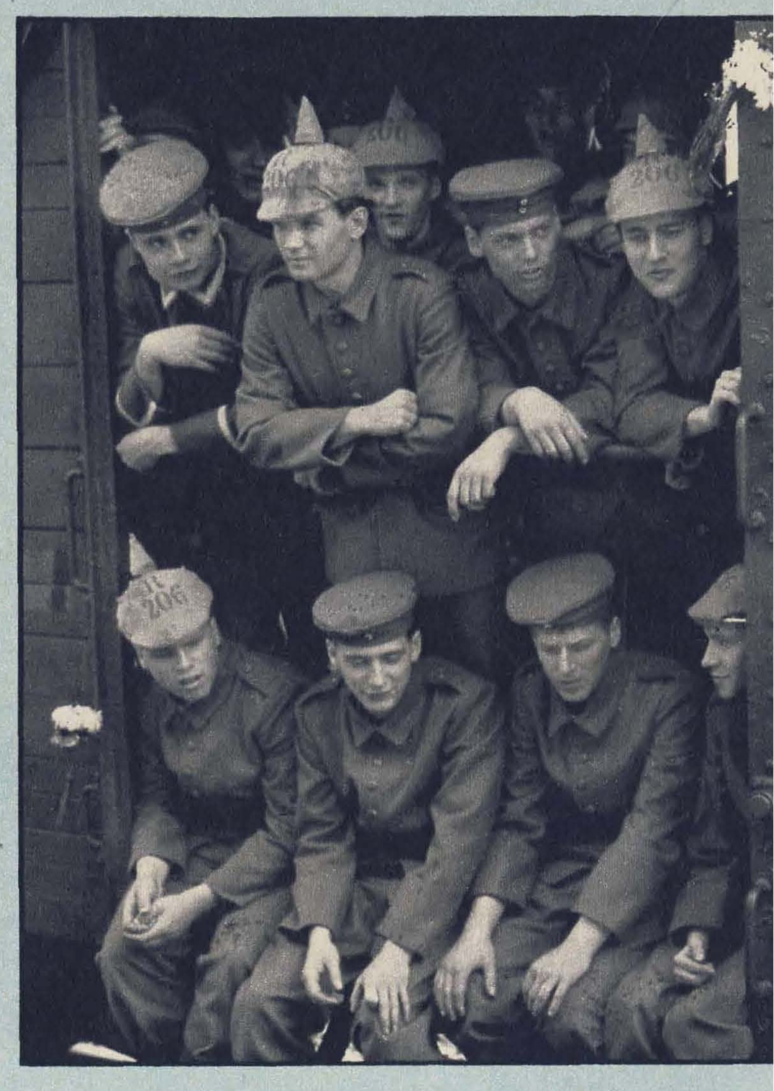
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

750 Jahre Berlin

★★★★★

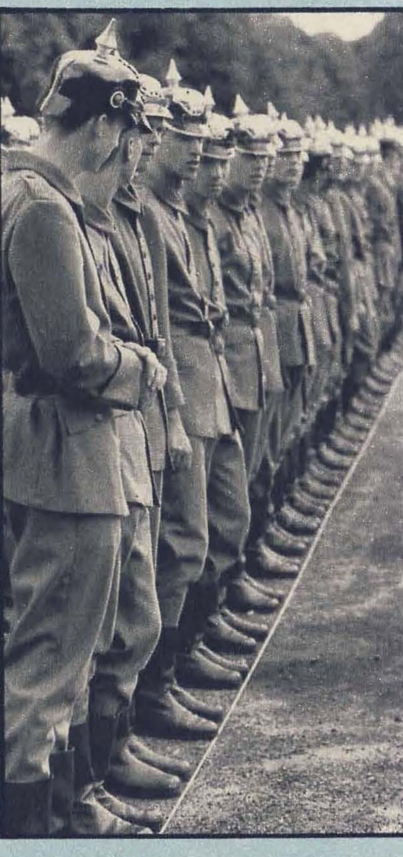
Ungewohnt dies Bild im Park von Sanssouci: Gespannt, erregt drängen sich Damen in langen Roben, Herren in Gehröcken, Mädchen in Musselinkleidern, Knaben in Matrosenanzügen. Ungewohnt auch die Aufgabe für Angehörige des Truppenteils „Arthur Wölk“: Exakt ausgerichtet stehen sie in des Kaisers Rock, die Offiziere mit goldglänzenden Pickelhauben und Schleppsäbeln. Unter Trommelwirbel senkt sich eine alte, zerschossene Fahne von 1870, werden da Freiwillige vereidigt: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland zu marschieren gegen Frankreich, zu rächen und zu verteidigen ihr heiliges Reich.“

Ein Film entsteht hier über Käthe Kollwitz. Unter den Freiwilligen der Künstlerin jüngster Sohn Peter, den der Schauspielstudent Matthias Freihof spielt. Die Kollwitz wird von Jutta Wachowiak verkörpert.



WIRKEN IN SEINER ZEIT

Ein Film über Käthe Kollwitz und das Berlin ihrer Zeit



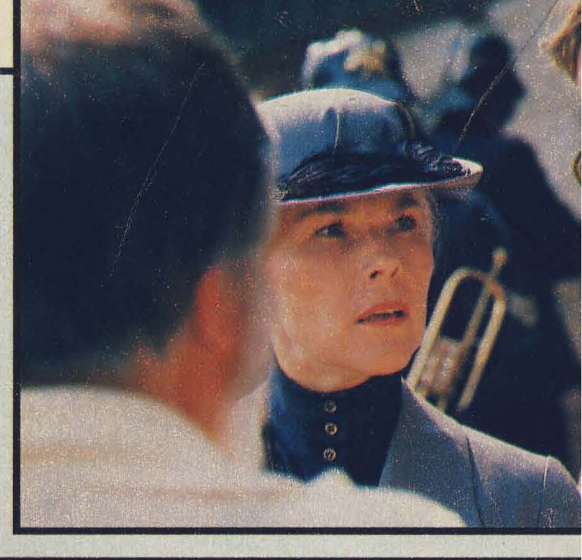
Anwältin der Erniedrigten

Fern allem Kriegstaumel stand Käthe Kollwitz, als Deutschlands Herrscher im August 1914 den ersten Weltkrieg vom Zaun brachen. Zerrissen fühlte sie sich gegenüber dem Verlangen des achtzehnjährigen Sohnes, mit den Freiwilligen in diesen Krieg zu ziehen. „Karl spricht mit allem dagegen", schrieb sie am 10. August 1914 in ihr Tagebuch. „Peter leise, aber fest: ‚Das Vaterland braucht meinen Jahrgang noch nicht, aber mich braucht es.' Immer wendet er sich stumm mit flehenden Blicken zu mir, daß ich für ihn spreche. Und ich bitte den Karl für Peter. Dieses Opfer, zu dem er mich hinriß u. zu dem wir Karl hinrissen." So gab sie ihre Einwilligung und bewegte auch ihren Mann, zuzulassen, daß der Sohn auszog, Gewalt zu säen und zu erleiden. Dabei war sie in all ihrem bisherigen Tun aufgetreten gegen Not, Leid, Unterdrükkung. Aufgewachsen als Tochter eines Bauunternehmers in Königsberg, machte sie der Bruder Konrad früh bekannt mit den Ideen der Sozialdemokratie. Auch des Bruders Freund Karl, den sie heiratete nach ihrem Kunststudium in Berlin und München, stand auf Seiten der Arbeiterbewegung. Im Norden Berlins, in der Weißenburger Straße (heute Kollwitzstraße), ließ sich Dr. Karl Kollwitz 1891 als Kassenarzt nieder. Ein halbes Jahrhundert spielte sich hier Käthe Kollwitz' Leben ab. Hier wuchsen ihre beiden Söhne Hans und Peter auf. Hier schuf sie ihre Radierungen, Drucke, Skulpturen. Kassenarzt zu sein bedeutete damals, Armenarzt zu sein. Die Bewohner der Kellerlöcher und Hinterhofunterkünfte füllten das Wartezimmer des Dr. Kollwitz. Beeindruckend, wie Fred Düren diesen gütigen, von Idealen erfüllten Mann spielt, der SPD-Stadtverordneter war und Mitglied des Internationalen Sozia-

listischen Kampfbundes. Seine Frau, die oft schwankte zwischen dem, was ihre Vernunft und dem, was ihr Herz forderte, die vielfach aus Intuition handelte, zog der Arzt stets in die Realität zurück. Gleiche Überzeugung von Sinn und Aufgabe ihres Lebens einte sie. Seine Patienten waren Gegenstand und Hauptinhalt ihrer künstlerischen Arbeiten. So schöpfte sie aus dem Leben, das ihrem Schaffen jene ungeheure Kraft und Eindringlichkeit gab, wo jeder Strich auf ihren Bildern Stellung nimmt.

Vier Jahre lang ringt sie um ihre Art künstlerischer Gestaltung des schlesischen Weberaufstandes. In sechs entscheidenden Etappen schildert sie grafisch Not und drohenden Tod der Weber und den wachsenden Willen, nicht länger zu dulden; sie schildert den Sturm der Auflehnung und am Ende die Hingemordeten, in der kargen Weberhütte betrauert von einer Frau, die in ihrem Schmerz die Hände zu Fäusten ballt. Solidarität bedeutet der Künstlerin Bekenntnis zum „Weberaufstand". Die Volkstümlichkeit der sechs Grafiken entsprang der Übereinstimmung ihrer Sicht auf die Welt mit den sozialen Kämpfen der Zeit. „Als ich die Schwere und Tragik der proletarischen Lebenstiefe kennenlernte ..., erfaßte mich mit ganzer Stärke das Schicksal des Proletariats", schrieb sie. „Ungelöste Probleme ... quälten und beunruhigten mich und wirkten mit als Ursache dieser meiner Gebundenheit an die Darstellung des niederen Volkes ..., sie öffnete mir ein Ventil oder eine Möglichkeit, das Leben zu ertragen."

Immer mehr zwang sich Käthe Kollwitz, die Themen ihrer Arbeiten zu hoher Intensität und Einfachheit zu steigern. Gleich einem Drama gestaltete sie in sieben, 1908 erschienenen Bildern Ursachen, Verlauf und Ausgang des Bauernkrieges, verlieh seinem tragischen Ausklang die mitreißende Kraft des Glaubens an einen dereinstigen Sieg. Unbeteiligt zuzusehen, dazu war Käthe Kollwitz nicht geschaffen, weder im Leben, noch in ihrer Kunst. Auch die anekdotenhaften Szenen aus dem Alltag der „kleinen Leute", die sie für die fortschrittliche Zeitschrift „Simplicissismus" zeichnete, verdeutlichen dies. Fremde Sehnsüchte und fremde Nöte machte sie zu ihren eigenen. Die 1914 ausbrechende Katastrophe des Krieges barg jedoch für sie nie zu stillenden Schmerz.



Abschied in den Krieg. Käthe Kollwitz' jüngster Sohn wird an seinem zweiten Front-Tag fallen.





Nie wieder Krieg!

„Wo nehmen alle die Frauen, die aufs sorgfältigste über das Leben ihrer Lieben gewacht haben, den Heroismus her, sie vor die Kanonen zu schicken?“ fragte sich Käthe Kollwitz, deren beide Söhne schon im August 1914 Soldaten waren. Diesem gefühlsmäßigen „Nein!“ zum Krieg fehlte jedoch das Wissen um dessen Klassencharakter, das Durchschauen der heroisierenden Phrasen seiner Betreiber vom „Opfer für das Vaterland“. Einen Monat später vertraute sie dem Tagebuch an: „In solchen Zeiten kommt es einem so blödsinnig vor, daß die Jungen in den Krieg gehen. Das Ganze so wüst und hirnverbrannt.“ Am 23. Oktober 1914, zwei Tage nach seinem ersten Fronteinsatz, fiel Peter bei Dixmuiden in Flandern. Tief in ihrer Mütterlichkeit getroffen, kämpfte sie schwer und lange, die Sinnlosigkeit dieses Opfers hinzunehmen. Zur letzten bitteren Wahrheit durchgerungen, daß es Mord war, glaubte sie sich dennoch rechtfertigen zu müssen vor dem Sohn: „Ist es treulos gegen dich – Peter, daß ich nur noch Wahnsinn jetzt sehen kann im Krieg?“ Aber als im Oktober 1918 der Dichter Richard Dehmel aufruft zum letzten Aufgebot für Deutschlands „Ehre“, protestiert sie öffentlich: „Es ist genug gestorben! Keiner darf mehr fallen … Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden!“



1917 – das dritte Kriegsjahr. Alle hungern. Auch die berühmte Künstlerin muß Suppe von der Armenküche holen.



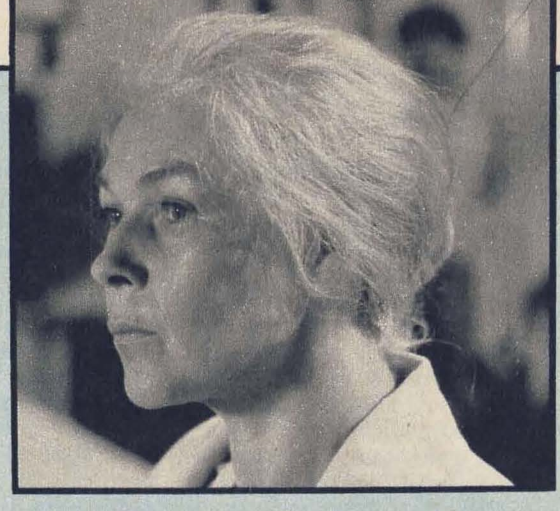
Tief hatte sie umgelernt. Als eine der ersten unter Deutschlands Künstlern begrüßte sie die Oktoberrevolution in Rußland: „Von da ist etwas Neues in die Welt gekommen, was mir entschieden vom Guten zu sein scheint. Eine neue Hoffnung, daß in der Entwicklung der Völker in die Politik nicht wie bis jetzt nur Macht entscheidet, sondern daß von nun an auch die Gerechtigkeit mitwirken soll.“ Jahre später besuchte sie anläßlich einer Ausstellung ihrer Werke dieses neue Rußland. Von der Novemberrevolution in Deutschland erwartete sie „Wahrheit, Brudersinn, Weisheit“. Ihr Sohn Peter, so glaubte sie, würde mittun, wenn er noch lebte. Enttäuschend empfand sie, was die Sozialdemokratie in dieser Revolution gegeben hatte. Den „wahnsinnig komplizierten Verhältnissen“ stand sie oft hilflos gegenüber. Es fiel ihr „furchtbar schwer, Stellung zu nehmen“. Die Ermordung Liebknechts, mit dem sie politisch nicht übereinstimmte, empörte sie. Liebknechts Familie bat Käthe Kollwitz, den Ermordeten auf seinem Totenbett zu zeichnen. Den erschütternden Eindruck, den die Trauer Hunderttausender an seinem Grab auf sie machte, gab sie wieder in dem Gedenkblatt für Karl Liebknecht „Die Lebenden dem Toten“. Lange hatte sie an diesem Blatt gearbeitet, vermutlich nicht nur aus künstlerischen Gründen, wie das Tagebuch besagt: „Ich war politischer Gegner, aber sein Tod gab mir den ersten Ruck zu ihm hin. Später las ich dann seine Briefe, was zur Folge hatte, daß seine Persönlichkeit mir im reinsten Licht erscheint.“ So

suchte sie mit quälender Wahrheitsliebe ihren Weg und ihre Stellung in der Politik. Bewundernswert, wie diese Künstlerin um das Recht rang, ihr Werk, ihr ganz eigenes Werk zu schaffen.

Mahnen für den Frieden

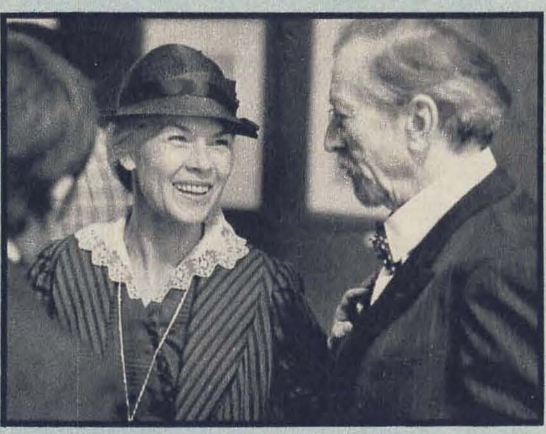
„Käthe Kollwitz' Ringen mit dem Leben vermittels ihrer Kunst wollte ich in meiner Rolle deutlich machen", sagt Jutta Wachowiak. „Oft war sie unzufrieden mit sich, glaubte, nicht genug zu leisten, fürchtete, die Kraft reiche nicht, das Gelebte zu prägen. Wie sie an eine Arbeit heranging, sich bis zum Kern einer Sache hartnäckig vortastete, da gibt es schon Verwandtes zum Beruf des Schauspielers. Das half mir bei der Gestaltung dieser großartigen Frau. Sie war kein leichtlebiger Mensch. Wenn sie auch wunderbar fröhlich sein konnte, war sie doch streng zu sich selbst und bitterernst wie die Zeit, in der sie lebte. Faszinierend für mich: ihre Leidenschaftlichkeit und Hingabe an Leben und Werk. Das Arbeitenkönnen war für sie stets auch ein Arbeitenmüssen."

Nie hat es sich Käthe Kollwitz leicht gemacht. Viele Entwürfe und Skizzen, immer wieder neue Versuche und Fassungen gehen jeder dann endlich gelungenen Arbeit voraus. Ihr Weg führte nicht durch offenes Tal, sondern durch steiles Gebirge. Wohl ersehnte sie freies, unbeschwerliches Gelände. Aber im Grunde brauchte sie das Erklimmen. Hier mag der Grund liegen für die große Intensität des Ausdrucks, die emotionale Nähe, die verhaltene oder entfesselte Leidenschaft und sinnliche Fülle in ihren Werken, die den Betrachter abstoßen oder anziehen, nie aber ihn kalt lassen. Mitweinen, mitfühlen, mitkämpfen, mitnötigsein ist, was sie will: „Ich bin einverstanden damit, daß meine Kunst



Ein Leben für die Menschlichkeit und gegen den Krieg – Käthe Kollwitz

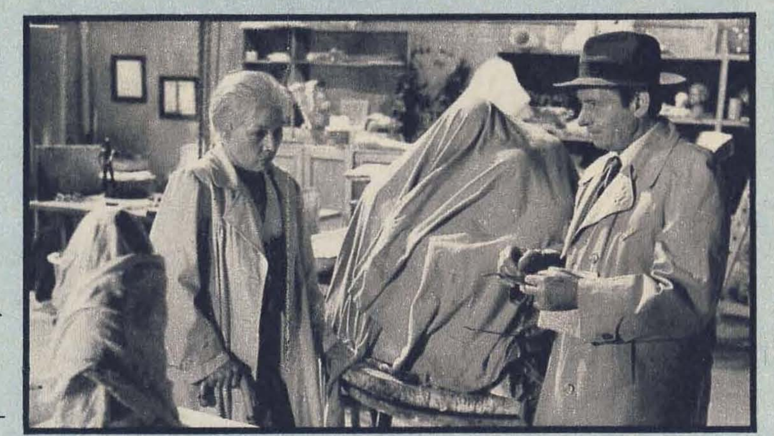
Das Ehepaar Kollwitz



Die Gestapo sucht vergebens ...

Es ist geglückt: Käthe Kollwitz kann den Maler Otto Nagel vor den faschistischen Verfolgern warnen.

Regisseur Ralf Kirsten bespricht mit Jutta Wachowiak die Szene. (rechts oben)







stellte sie sich gegen den Faschismus, der für sie von Anbeginn Krieg bedeutete. Dafür schlossen die Nazis diese international berühmte Künstlerin aus der Akademie aus, in die sie 1919 als erste Frau gewählt worden war. Auch wurde sie mit einem Ausstellungsverbot belegt."

Die Ereignisse nach 1933 brachten Käthe Kollwitz nicht ab von ihrem Weg. Aber sie ging ihn nun einsam und einsamer. Untätig schweigen konnte sie nicht, auch wenn die Stimme schwerlich über die Wände ihrer Werkstatt hinausdrang und nur wenige Augen verstohlen betrachteten, was sie schuf. In Erinnerung an den 1938 gestorbenen Ernst Barlach entstand das Relief „Die Klage", das ihre Züge trägt. Auch der Weggenosse durch fünfzig Jahre ging von ihrer Seite – 1940 starb Karl Kollwitz, der durch sein Dabeisein, durch seinen Rat mitschuf an ihrem Werk. 1942, in dem Kriegsjahr, da der Enkel Peter fiel, legte sie ihr Testament ab, den Steindruck „Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden": Unter ihrem Mantel hält eine Mutter ihre Jungen bewahrend zurück; nicht für den Krieg, für das Leben sollen sie aufwachsen. Ergreifend auch die wohl späteste erhalten gebliebene Plastik aus dem Jahre 1943:

„Zwei wartende Soldatenfrauen".

Wenige Tage vor der Zerschlagung des Faschismus, am 22. April 1945, starb Käthe Kollwitz. Der Film über sie möchte sagen, daß diese Frau mehr war als eine große Künstlerin. Sie war wie ein Gewissen, das bis heute wirkt. „Es wird ein neues Ideal entstehen, und es wird mit allem Krieg zu Ende sein ...". Davon war sie bis zu ihrer letzten Stunde überzeugt.

Text: Marlies Dieckmann
Bild: Peter Himsel

Zwecke hat. Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind."

In einer Folge von sieben Holzschnitten trägt die Künstlerin ihr absolutes „Nein!" zum Krieg an die Menschen. Begonnen hatte sie bereits 1915 mit dieser Arbeit, die nun 1922 vollendet, von dem Ungeheuerlichen des Krieges spricht und mahnend die Möglichkeit einer Gegenaktion deutlich macht: „Die Blätter sollen in alle Welt wandern und sollen allen Menschen sagen: so war es."

Die mühevollste, sie fast erdrükkende Arbeit war das Denkmal für Peter, zu dem sie den Plan gefaßt hatte fünf Wochen, nachdem er gefallen war. Siebzehn Jahre hatte sie um seine Gestaltung gekämpft, mit wechselnder Energie, mit häufigen Pausen voll Zweifel, der Arbeit gewachsen zu sein. Mit dem Wandel ihrer Haltung zum Krieg wandelten sich auch Form und Absicht des Denkmals. Seit 1924 arbeitete sie an seiner endgültigen Gestalt: den knieenden Figuren der trauernden Eltern. Diese Eltern, die die Züge von Karl und Käthe Kollwitz tragen, sind Eltern in allen Ländern, die der Krieg um ihr Lebensglück betrog. In blaugrauen belgischen Granit geschlagen, wurde es ein halbes Jahr vor Machtantritt der Faschisten in Deutschland auf dem belgischen Soldatenfriedhof Roggevelde-Essen bei Dixmuiden aufgestellt, dort, wo Peter begraben lag: Ein Mahnmahl für den Frieden.

Sie war wie ein Gewissen

Furchtsam abwartend, verfolgt Jutta Wachowiak alias Käthe Kollwitz die Wühlerei der Gestapoleute, die ihr Meisteratelier in der Akademie der Künste in Berlin nach belastendem Material durchsuchen. Anlaß ist ein Interview, das sie der Moskauer Zeitung „Iswestija" gegeben hatte. „Wir sprechen über Deutschland, wir waren zu dritt ..." liest der Anführer dieser Schnüffler – gespielt von Rolf Ludwig – aus dem Artikel vor. „Wer war der dritte?" Bestimmt entgegnete die Befragte: „Es gab keinen dritten." Unverrichteter Dinge müssen die Faschisten abziehen.

Dies ist wieder ein Drehtag, diesmal im Babelsberger DEFA-Studio, an dem das Ereignis gefilmt wird, wie es sich im Sommer 1936 tatsächlich zugetragen hatte.

Einige Zeit später; weit nach Mitternacht, ungewöhnliches Treiben auf dem U-Bahnhof Dimitroffstraße. Nazi-Plakate und alte Reklame-Schilder an den Wänden. Hundert Kleindarsteller mimen turbulentes Getümmel, in dem verborgen Käthe Kollwitz diesen dritten Mann warnt, den Maler Otto Nagel, verkörpert von Axel Weber. „Eine beherzte Frau war sie", sagt Jutta Wachowiak. „Entschlossen



Ein Zwerg aus des Teufels Küche

Seine ersten Testflüge sind fürs nächste Jahr geplant, und 1992 soll er einsatzreif sein – dieser angebliche Zwerg. Staubgebirge wirbeln hoch, wenn zwei Prototypen seines fahrbaren Untersatzes durch die Wüste des USA-Bundesstaates Arizona walzen: Startrampen für die Midgetman-Rakete – den „Zwerg" also, das jüngste Kind im künftigen strategischen Arsenal der USA.

14 Meter lang und 15 Tonnen schwer, ist er kaum größer als die Pershing II. Aber deren vierfache Reichweite soll er haben, seinen 455 Kilo schweren Nukleargefechtskopf Mk 21 – er besitzt die zwanzigfache Sprengkraft der Hiroshima-Bombe – über 10000 Kilometer hinweg ins Ziel befördern. Auftrag dieses Höllenzwerges: „Decapitation – Enthauptung!" Soll heißen: Vernichtung politischer und militärischer Führungszentren der UdSSR. So jedenfalls geht's aus den Leitlinien des Pentagon für die Haushaltsjahre 1984/88 hervor, worin übrigens auch die anderen neuen Systeme der strategischen Offensivkräfte bezogen sind.

Der dreistufige „Zwerg" nun muß auf besonders strammen Beinen stehen; einer gepanzerten Rampe, die dem Druck einer in zwei Kilometer entfernt detonierenden Ein-Megatonnen-Kernbombe standzuhalten vermag. Ausfahrbare Manschetten am Unterboden sollen verhindern, daß sich das Fahrzeug bei einer mit über 1000 km/h nahenden Druckwelle überschlägt. Die Hochrüster denken eben an alles. Vor allem an Höchstprofit: „Mit einem Gesamtpreis von etwa 50 Milliarden Dollar für 500 mobile Einheiten wäre die ‚Midgetman' das wohl teuerste Waffensystem der Weltgeschichte", rechnete die „Europäische Wehrkunde" im Dezember 1986.

Aber was erst wird der Martin Marietta Konzern mit einer „verbesserten" Midgetman-Version einheimsen! Sie ist im Gespräch. 17 Tonnen soll sie wiegen und einen manövrierfähigen Gefechtskopf mit „Eindringhilfen" in die sowjetische Verteidigung aufweisen. Andere Leute vom Pentagon halten es für „kostensparender", den „Zwerg" gleich mit drei bis vier Köpfen zu bestücken nach dem Motto: „The biggest bang for the buck – den größten Knall für den geringsten Aufwand!"

Schon die Entwicklung der Midgetman ist ein Verstoß gegen das sowjetisch-amerikanische Rüstungsbegrenzungsabkommen SALT II. Es gesteht beiden Seiten nur je einen neuen Raketentyp zu, und Washington hat sein Limit bereits mit der MX ausgeschöpft. Doch dessenungeachtet soll in fünf Jahren die „Zwergen"-Rotte erstschlagbereit durchs Gelände walzen, per Satellit auf ihre Ziele gerichtet.

Gewiß, die Hochrüster, deren Weitblick blinder Antikommunismus trübt, denken an alles. Auch daran, daß ein von ihnen entfesseltes nukleares Inferno Selbstmord wäre? Dem Wahnsinn seiner Planer steht der ebenso reale wie kühne Entwurf der Sowjetunion für eine kernwaffenfreie Welt zur Jahrtausendwende gegenüber.

Kurt Henze

AR International

• **USA-Verteidigungsminister** Weinberger hat in seinem militärischen Jahresbericht an den Kongreß den Ausbau und die Fortführung der Forschung für das Weltraumrüstungsprogramm SDI als unerläßlich bezeichnet. Gleichzeitig bekräftigte er die Weigerung, SDI in Abrüstungsverhandlungen einzubeziehen. Trotz des vom Kongreß verfügten Teststopps für Antisatellitenwaffen (ASAT) sei das Pentagon entschlossen, die Serienproduktion der ASAT-Raketen 1989 aufzunehmen, erklärte Weinberger in dem Bericht. Wie dazu die „New York Times" berichtet, plant das Pentagon in den nächsten zwei Jahren drei Versuche mit ASAT-Raketen, für die im Budget-Entwurf für 1987/88 insgesamt 440 Millionen Dollar vorgesehen sind.

• **Das Pentagon drängt Reagan,** das SDI-Programm zu beschleunigen und zum frühestmöglichen Zeitpunkt mit der Stationierung der ersten Bestandteile des Systems zu beginnen. Wie die „Washington Post" schreibt, haben Weinberger sowie der Leiter des SDI-Programms, Generalleutnant James Abrahamson, und der Pentagon-Abteilungsleiter Richard Perle ein derartiges Konzept dem USA-Präsidenten bereits im Dezember 1986 vorgetragen. Die Zeitung zitiert den Pentagon-Direktor für Technik, Louis Marquet, mit der Feststellung, daß allein bis zum Produktionsbeginn der SDI-Komponenten etwa 100 Milliarden Dollar gebraucht würden. Ein noch weitaus größerer Betrag werde für die ersten Stationierungen auf der Erde und im Weltraum benötigt.

• **Die Absicht des Pentagon,** eine internationale Raumstation militärisch zu nutzen, hat der Chef des USA-Weltraumkommandos, General Robert Herres, bekräftigt. Die Station soll in der ersten Hälfte der 90er Jahre gemeinsam mit Japan, der westeuropäischen Raumfahrtbehörde ESA und Kanada betrieben werden. Laut AP teilte der General auf einer Konferenz in Co-

lorado Springs mit, das Verteidigungsministerium werde „die Rolle Militärangehöriger im Weltraum genau prüfen". Es gelte, eine Basis zu finden, um „die Nutzung des Menschen für militärische Missionen im Weltraum zu erforschen". Diese Möglichkeit biete die Raumstation. Vertreter der ESA und Japans hatten gegen die Ankündigung des Pentagons protestiert und auf ausschließlich friedlicher Nutzung des Projekts bestanden.

• **Vor den Gefahren** der Militarisierung des Weltraums und der Realisierung des amerikanischen SDI-Programms warnte das Stockholmer Internationale Friedensforschungsinstitut SIPRI in seinem neuesten Buch „Space Weapons and International Security". Mit der vom indischen SIPRI-Forscher Dr. Bhupendra Jasani zusammengestellten Publikation will das Institut zur Diskussion um das SDI-Programm beitragen, das sich bei dem Treffen von Reykjavik als Haupthindernis für konkrete Abrüstungsschritte gezeigt habe. Der neue SIPRI-Direktor Walter Stützle (BRD) erklärte dazu, wenn nicht innerhalb kurzer Zeit eine Wende erreicht werde, erhalte die Forschung auf dem Gebiet eines Weltraumkrieges eine solche Fahrt, daß es unmöglich würde, sie zu stoppen.

• **10 000 Soldaten zusätzlich** haben die USA im vergangenen Jahr im Ausland stationiert. Von den insgesamt 2 169 113 US-Soldaten befinden sich damit 525 300 Mann im Ausland, was rund ein Viertel der US-amerikanischen Truppenstärke ausmacht.

• **Boeing Aerospace** hat von der USA-Luftwaffe den Auftrag für die Produktion der SRAM II-Rakete (Short Range Attack Missile) erhalten. Der überschallschnelle Flugkörper mit nuklearem Gefechtskopf soll schwer anzugreifende Ziele aus Abstandsentfernungen bekämpfen. Mit diesen Raketen sollen die B-1B-Bomber ausgerüstet werden. Gegenwärtig ist die Beschaffung von 1633 Stück geplant, die im März 1992 einführungsreif sein sollen.

• **Einen Auftrag** über 20 Delta-II-Trägerraketen im Gesamtwert von 700 Millionen Dollar hat das Pentagon dem US-amerikanischen Luft- und Raumfahrtkonzern McDonnell Douglas erteilt. Damit sollen nach dem zeitweiligen Ausfall der Raumfähren infolge der Challenger-Katastrophe vor allem militärische Navigationssatelliten ins All geschossen werden. Sie sind Teil eines Beobachtungsnetzes, mit dessen Hilfe Kriegsschiffe, Kampfflugzeuge, Panzer und weitere militärische Bewaffnung und Ausrüstung genau lokalisiert werden.

• **Beim NATO-Wintermanöver** „Frozen Chase", das im Norden von Norwegen stattfand, waren Einheiten der britischen und niederländischen Marineinfanterie sowie norwegische Truppen im Einsatz. Nach Angaben des britischen Brigadegenerals Robin Ross wurde dabei zum ersten Mal die chemische und bakteriologische Kriegführung der NATO geprobt.



Soll die Midgetman-Rakete transportieren: gepanzerte Startrampe vom Konzern Martin Marietta. Für ein Konkurrenzmodell (abgebildet in AR 2/87) sorgte die Luftrüstungsfirma Boeing.



In einem Satz

Neuer Kommandeur der 60000 Soldaten des V. USA-Korps in der BRD wurde Generalmajor John W. Woodmansee, der zuletzt Direktor für Entwicklung der Streitkräfte im Stab für Operationen und Planungen in Washington war.

Zur Überprüfung der Kampffähigkeit der Streitkräfte unter Winterbedingungen führte das Pentagon in Alaska das Manöver „Brim Frost 87" durch, an dem 14500 Soldaten – Angehörige aller Teilstreitkräfte einschließlich Nationalgarde, Reserve und Küstenschutz – teilnahmen.

Hubschrauberpiloten der BRD-Bundesmarine erhalten seit Februar gemeinsam mit britischen Piloten an den Ausbildungsstätten Linton-on-Ouse, Culdrose und Yeovilton in Großbritannien ihre Ausbildung.

Eine Erhöhung der japanischen Streitkräfte von jetzt 243 000 auf 270000 Mann ist für die nächste Zukunft geplant.

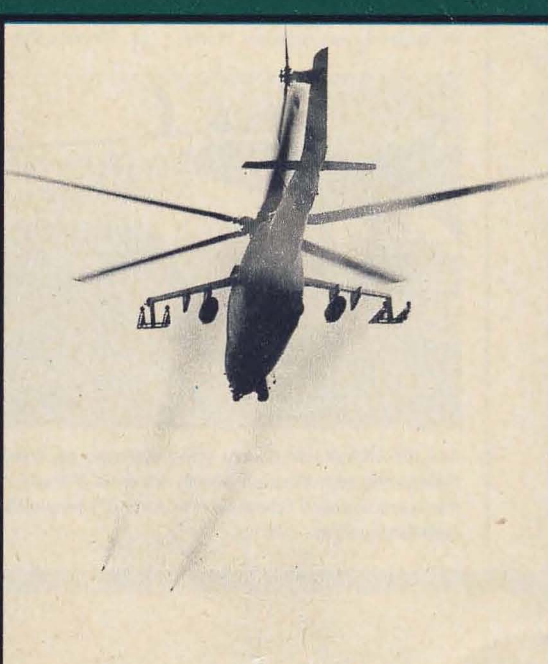
Die Schweizer Armee hat die inländischen Fahrradhersteller aufgefordert, ein neues Modell für die 90er Jahre zu konzipieren, weil das zur Zeit in der Armee verwendete Fahrrad bereits 1905 eingeführt wurde und als zu schwer, zu klein und zu teuer gilt.

In der Amtszeit von USA-Präsident Reagan sind die US-Divisionen von 16 auf 18 erhöht, Kriegsschiffe reaktiviert und 124 neue – darunter zwei Flugzeugträger – in Dienst gestellt sowie 2 500 Kampfflugzeuge angeschafft und die Bestände an Munition und Ausrüstungen wesentlich aufgestockt worden.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv
Redaktion: Oberstleutnant H. Schürer

Bilder einer Übung





ZUM TITEL BILD



fotografiert von
Oberstleutnant
Ernst Gebauer
und Leutnant d. R.
Manfred Uhlenhut

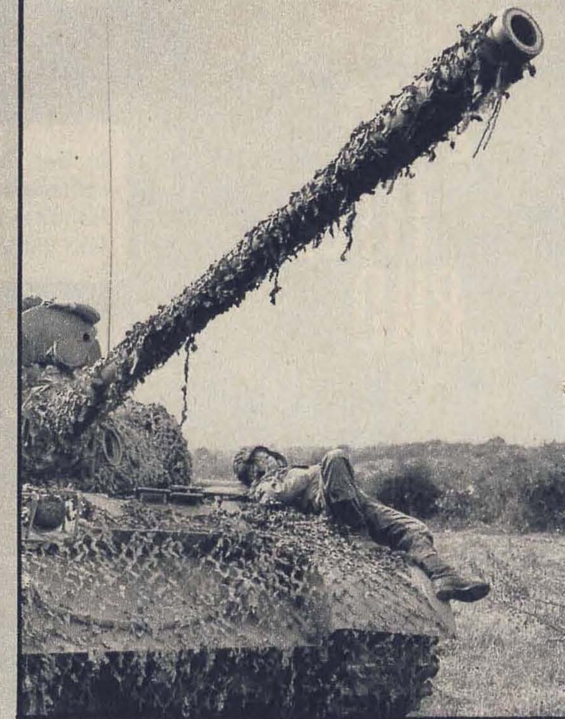
In der Truppenübung erproben die Angehörigen verschiedener Einheiten ihre Fähigkeit zum gemeinsamen Handeln im Sinne einer einheitlichen militärischen Idee und eignen sich dabei Kenntnisse und Fertigkeiten an.

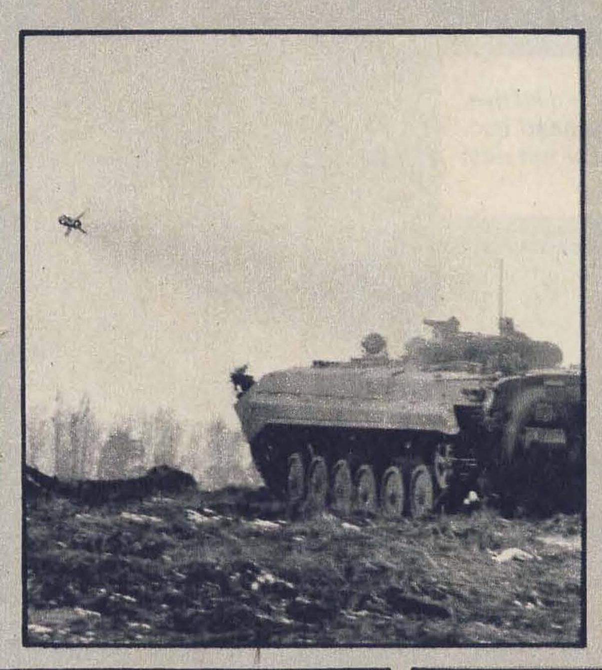














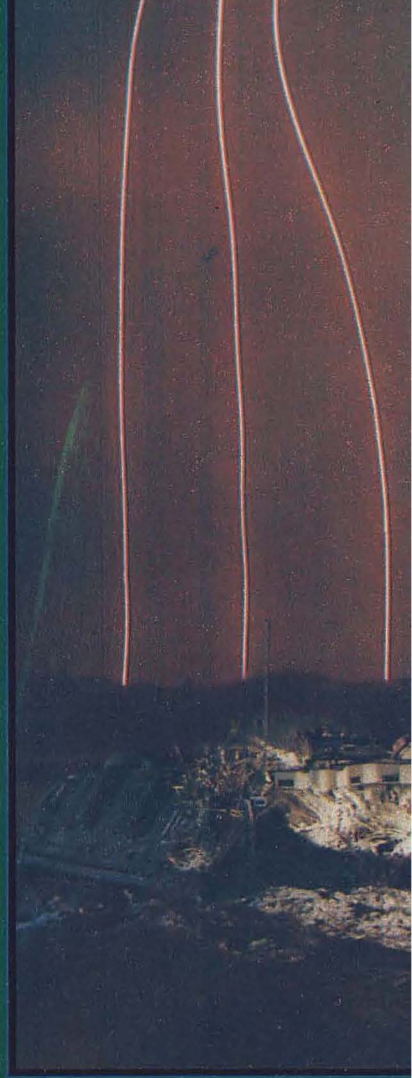




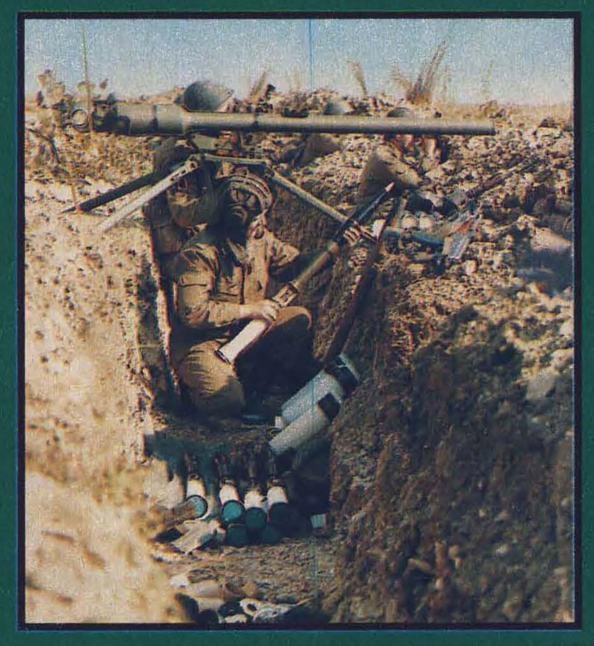
Während einer Übung ändern sich für die teilnehmenden Einheiten schnell taktische Lage und Situation. An diesem Wechsel von Dynamik und relativer Ruhe lernt es der Soldat, seine Kräfte einzuteilen.

Erfolg in der Übung haben jene militärischen Kollektive, die organisiert, schnell, gedeckt und überraschend handeln, ihr Feuer geschickt führen und möglichst mit dem ersten Schuß treffen.













Abend



Schon legt der Himmel sich dunkle Schleier um. Hand in Hand streben wir aus der noch schwitzenden Stadt hinaus, werden nun langsamer im Schritt und atmen Natur. Alles hier um uns her scheint so unberührt und wie auf unseren Besuch vorbereitet. Selbst die am Waldrand äsenden Rehe fliehen nicht beim Näherkommen, schauen nur überrascht uns entgegen. Zur Rechten tupft der Mohn sein Rot auf den Rain des Haferschlages.

Ich hebe ihre Hand und drücke leicht meine Lippen darauf. Sie erschrickt. Jeder ist noch mit seinen Gedanken allein. Wir lächeln uns an und sagen nichts. Was für ein Abend! Ich denke an den Tag zurück und empfinde wieder jene Freude, die mich bei meinem letzten Flug erfaßt hatte. Ich lasse Marlies daran teilhaben, erzähle ihr, wie sich die Wolken beim Durchstoßen wattig um meine Kabine schlossen, später über mir noch andere Abfangjäger ihre Kondensstreifen ins Himmelblau gravierten, auf der Erde Traktoren ihre Spuren in das Sattbraun der Felder gruben. Der Flug, eine Überprüfung, war rund vom Start bis zur Landung. Auch davon berichte ich Marlies jetzt, worauf sie ihren Daumen anleckt und mir ihn als Zeichen der Anerkennung derb auf die Brust drückt. Danach spricht sie von ihrer Intensivstation dort im Krankenhaus und von der so jungen Hand, die sie heute hielt. Am Bett des Kindes hatte sie gesessen, mehrere Stunden. Erst am späten Nachmittag stand endlich fest: Sie hatten es geschafft. Ein Hauch Stolz liegt dabei auf ihrem Gesicht, schon gemischt mit beginnender Gewohnheit. Jetzt habe ich die Gelegenheit, mich mit meinem Daumendruck zu revanchieren. Wir mögen unsere Berufe. Es ist gut, wenn man spürt, man wird gebraucht, tagtäglich, das macht zufrieden, frei, ja glücklich. Aber immer deutlicher spüre ich auch, daß ich dieses Mädchen sehr mag. Der Zeitpunkt scheint gekommen, Marlies das zu sagen. Der Wunsch, sie gerade heute ganz zu haben und auch ihr ganz zu gehören, steigt in mir auf. Wir bleiben stehen, schauen uns nur an, lange, und küssen uns wie wild. Sanft drückt sie sich von mir ab, ich bleibe wenige Schritte hinter ihr. Mensch, ist Marlies schön! Sie dreht sich um, ist weich und ernst zugleich. Ihre Augen antworten: ja.

Unser Lager ist das Moos. Statt Memphis Slim auf dem Plattenspieler geben Grillen ihr Konzert. Ich beuge mich ihr zu und sage nun viel Liebes.

Oberleutnant a. D. Harald Linstädt



Auf der Suche

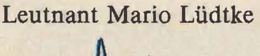
Auf der Suche
nach längst Gefundenem
träume ich erfüllte Wünsche
gehe vergessene Pfade
reibe mich auf
an menschlicher Gleichgültigkeit
mich zu finden
und meinen Platz.

Oberleutnant Lutz Wascher

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Fred Westphal

meine kaserne

*in ihr
bin ich mir begegnet.
vor zwei jahren,
es war sommer und warm, und
die pappeln haben zu mir
gesprochen.
von ihnen weiß ich,
was los war hier –
vor vierzig jahren, als
tausende von nebenan
vorbeigetrieben wurden
in den tod.
da habe ich zum zweiten mal geschworen!*


Leutnant Mario Lüdtke

Die Freundin spricht

*Kommst du,
riechst du nicht nach Pulver,
riechst du nur etwas nach Rauch,
und ein winziger Fremdpunkt
ist in deinen Augen, doch
sie spiegeln nicht
das Graun von Schlachten.*

*Du stäubst
den Schnee von deiner Mütze,
bist müde,
und ich
drücke meine Brauen an deine,
dazwischen
taut das leichte Weiß.*

Leutnant d.R. Reiner Bonack



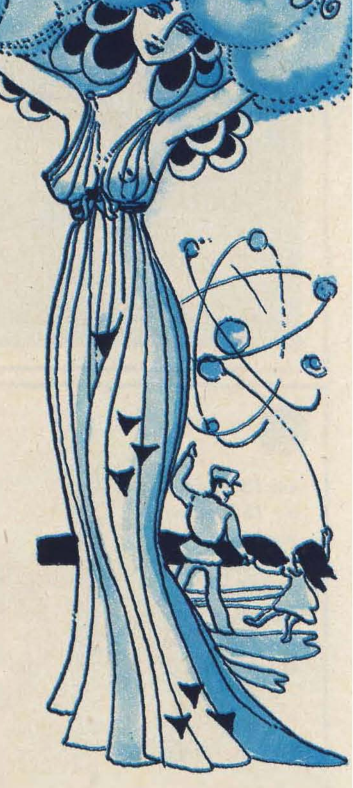
Stark und gut

*Wir haben die Kraft,
Bäume auszureißen.
Wir lassen sie stehen.
Wir sind stärker:
Wir können Bäume pflanzen.*

*Und die Sterne am Himmel
könnten wir herunterschießen.
Wir können mehr:
Ihnen Gefährten geben.*

*Wir wissen, wie die Erde
zerstört werden könnte.
Wir können mehr:
Sie verbessern.
Schön, stark zu sein
und gut.*

Ulrich Völkel





Unser Verkehrs-(Mini-) Magazin

Die erweiterte Anschnall-Pflicht tritt zwar erst ab 1. Juli in Kraft. Corinna zeigt uns aber gerne heute schon mal, wie flott das geht!



Merke:
Hier wird nicht gemurrt – ran mit dem Gurt!

Achtung! Inspektion!

„... sehr schön, die neuen Waschräume. Na, Genosse Soldat, wie gehen denn die neuen Wasserhähne?" – „Ganz einfach. Wo Kalt dransteht, kommt Kalt raus, und wo Warm dransteht, auch!"

MM live:

Sonntag, 19. April

„Halt mal an – was is'n das fürn Kumpel? Stummelschwanz, lange Löffel, Kiepe mit bunten Eiern auf'm Rücken – klar, Mensch, das isser!"



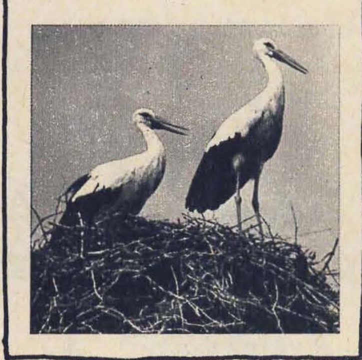
Hinter der Soldatenstubentür

Zwei Soldaten beim Kreuzworträtsel: „Mensch, Dinger woll'n die hier wissen. Da oben kommt Monolog hin. Wat issn det?" – „Das ist eine Diskussion zwischen dem Alten und uns!"

MM-Anzeigen-Markt

Vereinigung Inter-Storch

Aus dem Urlaub zurück! Übernehmen Aufträge mit Ihrem Material! Tag-und-Nacht-Service! Bestellfristen: neun Monate. Lieferung: frei Bett. Nach wie vor im Angebot: Nur allerfrischeste Erzeugnisse in zwei bewährten Standardausführungen. Sonderleistung: für Kunden mit Dienstgrad bis Gefreiter gebührenfrei. Vorläufig jedenfalls.





Am 15. April vor 155 Jahren wurde der Vater von Max und Moritz geboren – Wilhelm Busch. Tusch!



Die Schändliche

Sie ist ein reizendes Geschöpfchen,
mit allen Wassern wohl gewaschen;
sie kennt die süßen Sündentöpfchen
und liebt es, häufig draus zu naschen.

Da bleibt den sittlich Hochgestellten
nichts weiter übrig, als mit Freuden
auf diese Schandsperson zu schelten
und sie mit Schmerzen zu beneiden.

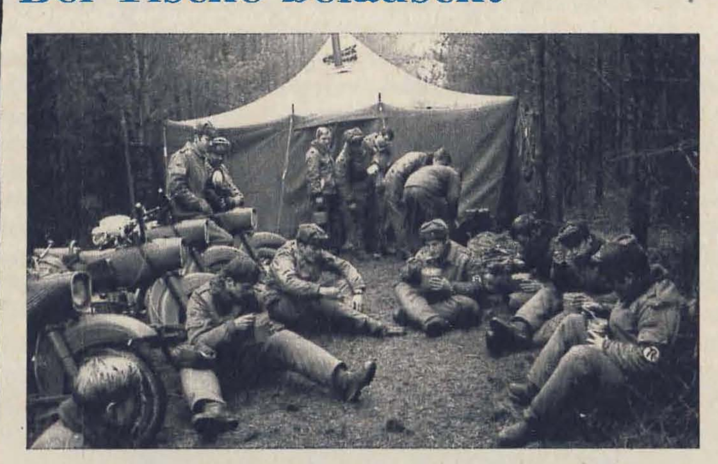
MM-Medizin-Minütchen



Kampf der Frühjahrsmüdigkeit – aber wie?

Zweimal wöchentlich ein Blick in die Vorschriften. Erfrischt ungemein!

Bei Tische belauscht



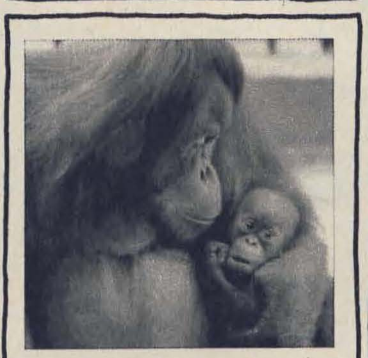
„Machsten dieses Jahr im Urlaub?" –
„Mal sehn. Wahrscheinlich zelten fahrn. Is mal was anderes."

Aus der MM-Reihe

Außenseiter – Spaßbereiter



Orden-Muffel



„Komm weg hier, mein Kind. Dieses MM ist zu affig für uns."

Aktuelle MM-Umfrage

Was sehen Sie am liebsten?

WILLI SCHWABES RUMPELKAMMER
– mit anschließendem Meinungsaustausch über die Schrankordnung

DU UND DEIN GARTEN
– als Initiativgespräch zur Gestaltung des Außenreviers

ALLES SINGT
– besonders beim Marsch zum Essen. Und wie!

SPIELSTRASSE
– vor der Einweisung junger Militärkraftfahrer

DER WUNSCHBRIEFKASTEN
– der Kompaniechef beantwortet Fragen zur Ausgangs- und Urlaubsregelung

VERKEHRSKOMPASS
– Wir diskutieren Intimes mit dem Regimentsarzt

EIN KESSEL BUNTES
– ein lockerer Disput mit dem Hauptfeldwebel zur Putz- und Flickstunde

MM-SPRICHWORT DES MONATS

Mädchengunst, Aprillenwetter
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfelspiel und Kartenglück
wechseln jeden Augenblick.

MM-Tip des Monats:

Wie empfange ich meinen Reservisten

Wir fragten Sylvia: „Na, so! Keine Bange, da fällt nix aus dem Rahmen. Den spendier ich meinem Herzblatt. Kann er alle seine sechs Soldatenauszeichnungen schön einrahmen!"



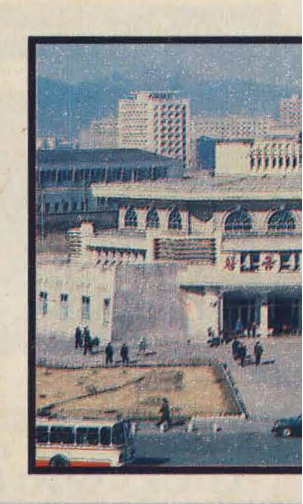
MM-KULTUR-REPORT

Prominenter Künstler als Gast im Kompanie-Klub erwartet!

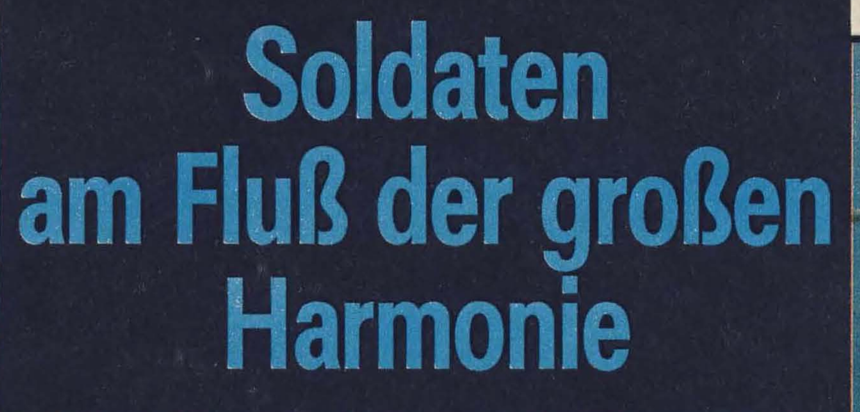
Feldwebel: „Genosse Soldat, geben Sie den Schleierschwänzen die doppelte Portion Wasserflöhe. Der Kompaniechef will heute abend nur vergnügte Gesichter sehen!"

KaMa & Co. singen von früh bis spät: „Komm, lieber Mai ..."

Zahlreiche Bemühungen zur Entspannung der politischen Lage in Ostasien unternahm und unternimmt die Koreanische Demokratische Volksrepublik. Eine ihrer vielen einseitigen Initiativen war der Abzug von 150 000 Soldaten der Koreanischen Volksarmee aus der Nähe der Demarkationslinie zu Südkorea. Diese Armeeangehörigen wurden zur Erfüllung volkswirtschaftlicher Schwerpunktaufgaben eingesetzt. Beim Bau der U-Bahn in Phjongjang und der Autobahn von der Hauptstadt nach Wonsan standen und stehen sie ihren Mann. Beachtliches leisteten sie auch beim Aufbau der Kwangbok-Allee in der koreanischen Metropole. Diese Prachtstraße soll bis zur Eröffnung der XIII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1989 im Phjongjang fertiggestellt sein. Das größte Bauvorhaben im fernen Bruderland aber war die Errichtung eines Schleusensystems an der Mündung des Tädong in der Nähe der Stadt Nampho. Anne-Katrein Becker berichtet über das Werk der



Soldaten am Fluß der großen Harmonie

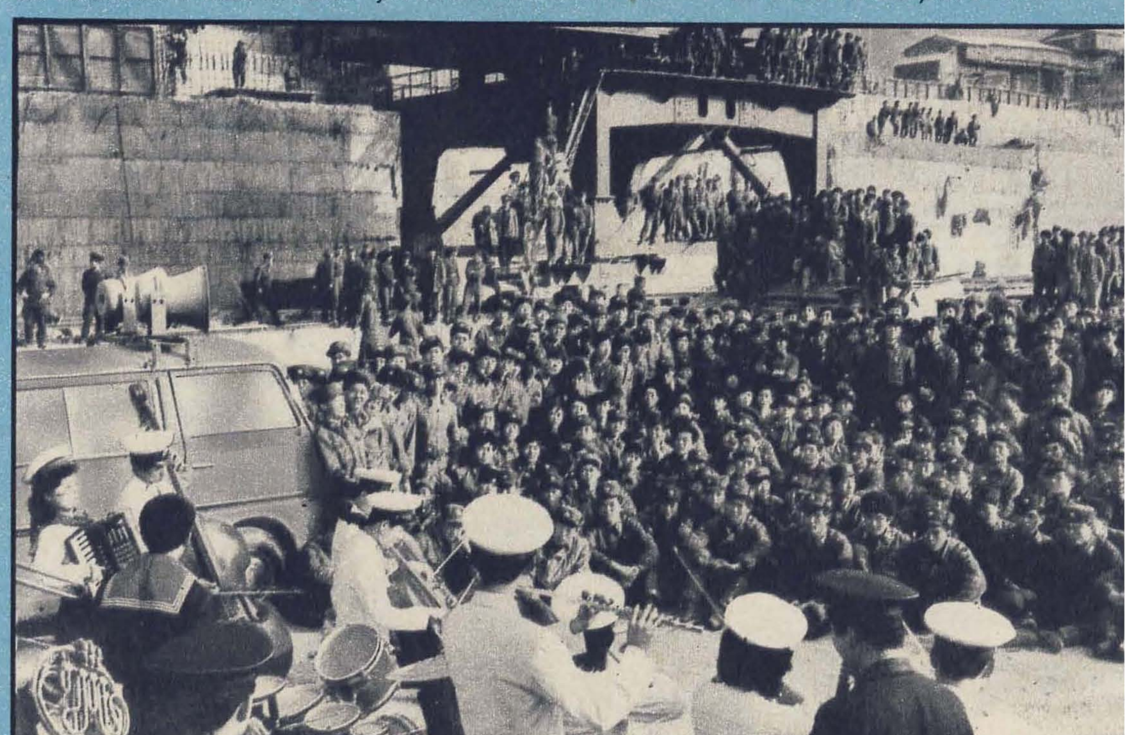






Vor über zehn Jahren besuchte ich zum erstenmal die Kim-Il-Sung-Universität in Phjongjang. Damals faszinierte mich ein Plan über die umfassende Nutzung des Tädongflusses, den Studenten und Wissenschaftler Anfang der 50er Jahre entworfen hatten. Zu einer Zeit, als die USA einen brutalen Aggressionskrieg gegen die junge Koreanische Demokratische Volksrepublik führten, als noch Bomben fielen, als viele Städte und Dörfer total zerstört waren. Junge Menschen aber machten sich bereits Gedanken, wie das Land nach dem Sieg über den imperialistischen Aggressor wieder aufgebaut, wie die Naturreichtümer genutzt werden könnten. Zu den vielen Vorhaben, die nach und nach verwirklicht wurden oder die in den nächsten Jahren realisiert werden, gehört der „Jahrhundertbau" am Westmeer. Westmeer – so nennt man in Korea das Gelbe Meer. Und in dieses mündet der Tädonggang, der Fluß der großen Harmonie. Er ist mit 439 Kilometern der längste Strom der KDVR. In zahlreichen Volksliedern wird er besungen. An seinen Ufern standen vor etwa 5000 Jahren die ersten menschlichen Ansiedlungen auf der ostasiatischen Halbinsel. Der Fluß, der vom Nangrim-Gebirge im Norden des Landes kommt, auf seinem Lauf die Hauptstadt Phjongjang durchfließt, hat seit jeher große wirtschaftliche Bedeutung. Für den Fischfang, als Verkehrsader, für die Bewässerung der Reisfelder. Nun auch für die Energieerzeugung. Ganz im Gegensatz zu seinem Namen war der Tädonggang in der Vergangenheit oft alles andere als „harmonisch". Während der Regenzeit in den Sommermonaten trat er zumeist über die Ufer und überschwemmte riesige Gebiete. Nach der Befreiung Koreas vom japanischen Kolonialjoch im Jahre 1945 begann man mit der systematischen Regulierung des Stromes. Zahlreiche Wasserreservoirs für die Bewässerung der Reisfelder wurden angelegt. In der Nähe von Toktschhon entstand das erste Wasserkraftwerk am Tädanggang. Aber ein Problem blieb: Der Fluß war nicht durchgängig schiffbar, weil sich im Mündungsgebiet Ebbe und Flut des Gelben Meeres äußerst stark auswirkten. Um die Schifffahrt zu ermöglichen, begann man 1982 mit dem Bau der „Schägapmun", der Westmeerschleuse.

Ich erinnere mich an meine erste Fahrt zur Baustelle im Jahre 1984. Kaum hatten wir Nampho hinter uns gelassen, bemerkten wir rechts und links der Straße zahlreiche kleine Häuschen. Eines der „Soldatendörfer", wie mir mein Begleiter erklärte. Denn der Bau wurde fast vollständig durch Soldaten und Offiziere der Koreanischen Volksarme errichtet. Drei Divisionen, rund 27000 Mann, waren hier eingesetzt. Ich hatte Gelegenheit, mit Oberstleutnant Kim Jong Su (S.73, unteres Bild, Mitte), dem Leiter eines Baustellenabschnittes, zu sprechen. „Als wir hierher kamen, war nichts zu sehen als das offene Meer", erzählte der Offizier. „Wir wußten, laut Plan soll da, wo der Tädonggang sich mit den Meeresfluten vereinigt, ein Damm mit Schleusenanlagen gebaut werden. Das Wasser war dort etwa 30 Meter tief. Um Baufreiheit zu schaffen, mußten wir erst einmal provisorische Dämme errichten. Oft genug hatten wir mit Wassereinbrüchen zu kämpfen. 5400 Meter konnten wir den Damm mit Erdreich und Gestein aufschütten, das Ganze mit Betonplatten befestigen. Dann ließen Strömung und Wassertiefe diese Methode nicht mehr zu. Beton-Stahl-Kästen wurden nun angefertigt. 30 Meter lang, 24 Meter breit und 12 Meter hoch. 60 dieser Kolosse bilden jetzt ein siche-

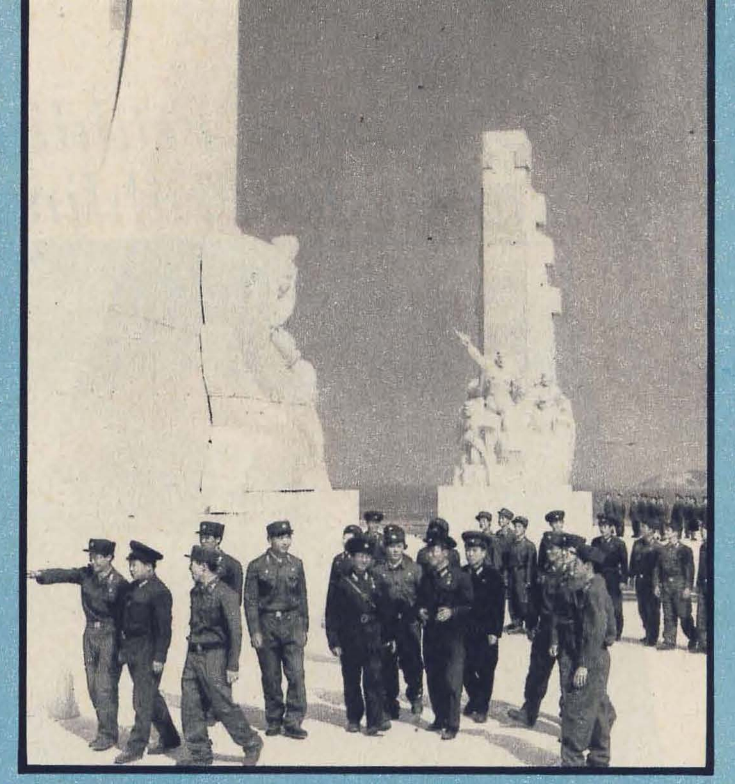


res Fundament in diesem schwierigen Dammabschnitt. Hinterher hört sich das alles recht harmlos an. Oft genug aber ging es bis an die Grenzen unserer Kräfte. Aber dieser Bau war ein Kampfauftrag an die Soldaten. Und ein Kampfauftrag ist unter allen Bedingungen zu erfüllen."

Insgesamt hat der Damm vom Meeresboden an eine Höhe von 30 Metern. Am Fuß mißt er in der Stärke 100 Meter. Die Krone ist noch immer 14 Meter breit.

Als ich – wenige Monate, nachdem Präsident Kim Il Sung, Generalsekretär des ZK der Partei der Arbeit Koreas, den Schleusenkomplex eingeweiht hatte – wieder an diesen Ort fuhr, war nichts mehr vom Baustellenlärm zu hören, war von der schweren Technik, die zuvor das Bild bestimmt hatte, nichts mehr zu sehen. Der Damm – ein helles Band, das die Ufer miteinander verbindet. Eisenbahn, Autostraße und Fußgängerwege verbinden nun auf kürzestem Weg zwei Provinzen. Am Dammbeginn fallen auf beiden Seiten große Figurengruppen ins Auge. Sie sind ein Denkmal für die kühnen Erbauer des „Giganten im Meer".

Auf der Dammkrone fuhren wir rund sieben Kilometer bis zur kleinen Felseninsel Pido, auf der noch ein Jahr zuvor Baracken gestanden hatten. Eigentlich ist Pido keine Insel mehr, verbindet sie doch der Damm mit dem Festland. An ihren ehemaligen Charakter erinnert ein Leuchtturm. Von seiner Plattform kann man auf einer Seite weit ins Meer sehen, auf der anderen einen Blick über den neu entstandenen Süßwasser-Stausee werfen. Natürlich überblickt man auch den Schleusenkomplex, der aus drei Schleusenkammern besteht: für Schiffe bis 2000, 20000 und 50000 Bruttoregistertonnen. Die Schiffe können nun zu jeder Zeit, unabhängig von Ebbe und Flut, den Hafen Nampho anlaufen. Kommen die großen Frachter ins Schleusengebiet, wird die 98 Meter lange Drehbrücke in Bewegung versetzt. Auch an den jährlichen Laichzug bestimmter Fischarten





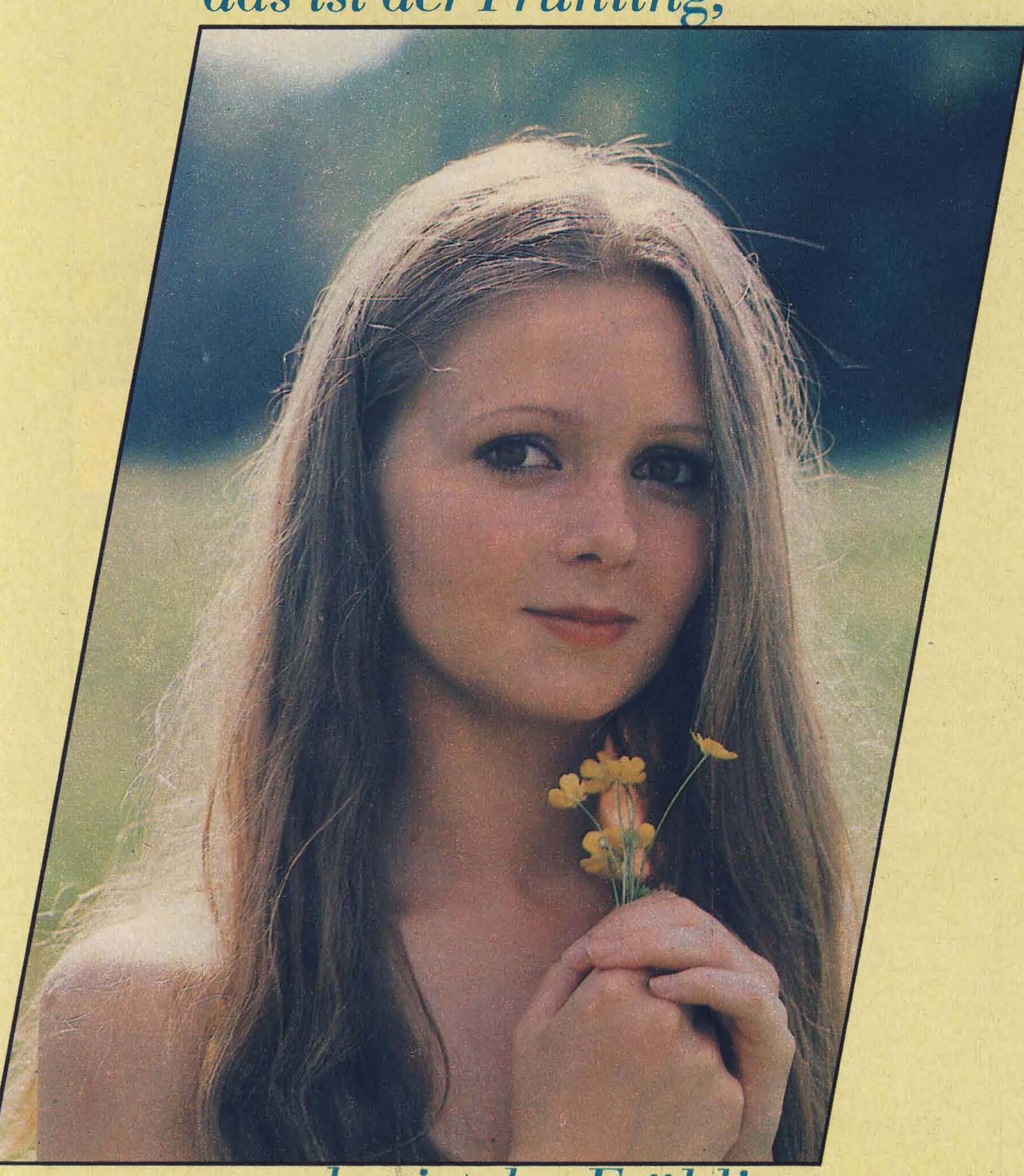
dachten die Projektanten der Dammanlage. Drei Fischschleusen ermöglichen den ungehinderten Durchzug.

Der wesentlich erhöhte und nun relativ gleichbleibende Wasserstand des Tädonggang hat nicht nur für den Hafenbetrieb sondern auch für die Flußschiffahrt große Bedeutung. Für das Gebiet an der Flußmündung wurde durch den Stausee, der ein Fassungsvermögen von 2,7 Milliarden Kubikmetern hat, die Wasserversorgung gewährleistet. Eine wirtschaftliche Schwerpunktaufgabe der KDVR für die nächsten Jahre, bei der ebenfalls wieder Soldaten eingesetzt werden, ist die Neulandgewinnung von 300000 Hektar. Sie wird durch das Werk der Armeeangehörigen am Fluß der großen Harmonie ermöglicht.

„Unsere Soldaten", so sagte Oberstleutnant Kim zum Abschied, „haben hier an der Westmeerschleuse einen Kampf ohne Feuer geführt, einen Kampf mit den Wasserfluten, mit den Naturgewalten. Wir werden alles tun, damit wir auch in Zukunft nur solche Kämpfe führen, damit wir das von uns selbst Erbaute auch im Frieden nutzen können."

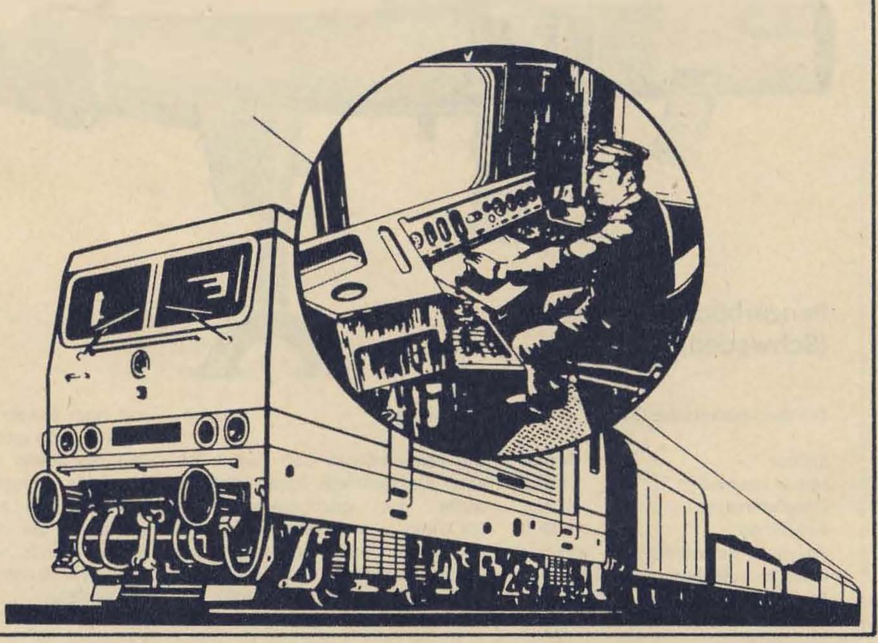
Bild: Autor (1), Archiv

Das ist der Frühling,
das ist der Frühling,



das ist der Frühling
in Berlin …

Bild: Wolfgang Fröbus



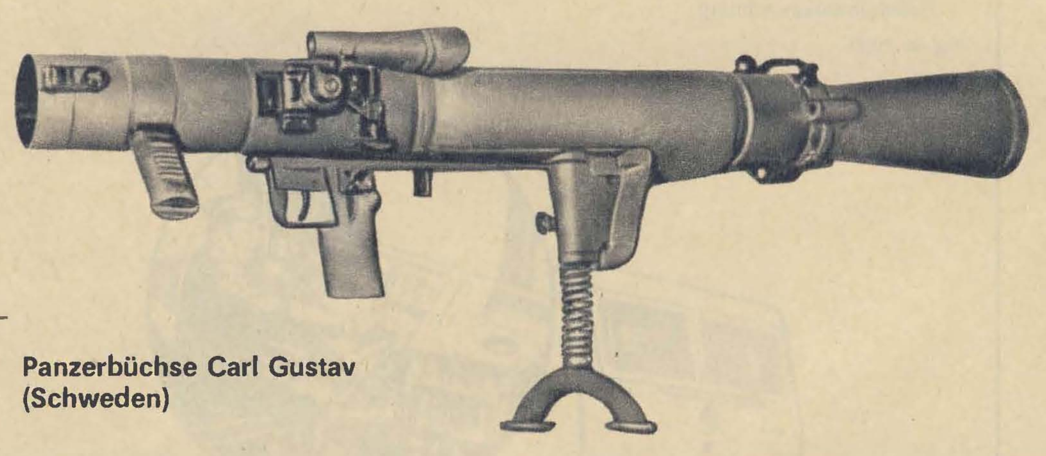


Raketenschnellboot Typ „Willemoes“ (Dänemark)

Taktisch-technische Daten:

Standardverdrängung	240 ts
Höchstverdrängung	260 ts
Länge	46,0 m
Breite	7,4 m
Tiefgang	2,5 m
Antrieb	3 Gasturbinen
Leistung	9 380 kW
	2 Dieselmotoren
Leistung	590 kW
Höchstgeschwindigkeit	40 kn
Bewaffnung	2 „Harpoon“-Vierfachstarter 1 Geschütz 76 mm 2 Torpedorohre 533 mm 2 Düppel- bzw. Infrarot-Täuschraketenwerfer
Besatzung	24 Mann

Zu den dänischen Seestreitkräften des NATO-Kommandos Ostseeausgänge gehören die insgesamt zehn Raketenschnellboote vom Typ „Willemoes“, die von 1976 bis 1978 gebaut wurden. Sie entstanden in Frederikshavn auf der Konstruktionsgrundlage des schwedischen Schnellboottyps „Spica II“. Neben Funkmeß- und Feuerleitgeräten verfügen die Boote über ein automatisiertes taktisches Führungssystem, das u. a. die Übertragung von Lageinformationen an andere Einheiten ermöglicht.



Panzerbüchse Carl Gustav (Schweden)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	84 mm
Masse ungeladen	13,2 kg
Geschoßmasse	2,5 kg
Rohrlänge	1,13 m
Anfangsgeschwindigkeit	310 m/s
Einsatzschußweite	bis 500 m
Feuergeschwindigkeit	6 Schuß/min
Bedienung	2 Mann

Die Panzerbüchse Carl Gustav ist eine rückstoßfreie Panzerabwehrwaffe mit gezogenem Rohr (24 Züge). Verschossen werden damit Spreng- und Leuchtspur-Hohlladungsgranaten. Zur Visiereinrichtung gehören ein Zielfernrohr 2:1 mit einer Panzersilhouette als Zielhilfe für 350 und 500 m Schußentfernung sowie ein mechanisches Notvisier. Eingesetzt wird die Waffe bei den Landstreitkräften Dänemarks, der BRD, Großbritanniens, Irlands, Italiens, Kanadas, der Niederlande, Österreichs, Schwedens.

AR 4/87 TYPENBLATT PANZERFAHRZEUGE

Schützenpanzerwagen Valkyr (Großbritannien)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	9 750 kg
Gefechtsmasse	10 700 kg
Länge	5,60 m
Breite	2,50 m
Höhe	2,07 m
Antrieb	1 Dieselmotor GM 453 T
Leistung	134 kW bei 2 800 U/min
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Querneigung	40 %
Kletterfähigkeit	0,4 m
Wendekreis	7 m
Fahrbereich	500–900 km
Bewaffnung	2 MG 7,62 mm im Drehturm
Besatzung	2 + 10 Mann

Der Schützenpanzerwagen wird seit 1982 von der britischen Waffenfirma Vickers Ltd. in belgischer Lizenz gebaut. Das schwimmfähige Fahrzeug ist aus hochfestem Panzerstahl gefertigt. Front- und Seitenfenster bestehen aus Panzerglas. Im Heck verfügt der SPW über Sehschlitze und Schießluken für den Einsatz der persönlichen Waffen der Soldaten.

AR 4/87 TYPENBLATT KRAFTFAHRZEUGE

Lastkraftwagen YA 4440 (Niederlande)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	6 900 kg
Nutzmasse	4 000 kg
Anhängemasse	4 000 kg
Länge	7,19 m
Breite	2,44 m
Höhe	3,42 m
Bodenfreiheit	0,3 m
Radstand	4 050 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor mit Turbolader
Leistung	114 kW bei 2 400 U/min
Höchstgeschwindigkeit	
Straße	87 km/h
Gelände	35 km/h
Steigfähigkeit	50 %
Watfähigkeit	0,9 m
Fahrbereich	500 km

Der LKW YA 4440 befindet sich bei den niederländischen Landstreitkräften im Einsatz. Er wird vorrangig für den Transport von Mannschaften und Material verwendet. Lenkung und Kupplung des Fahrzeuges werden hydraulisch betätigt.

In Pepitahosen, Kochkittel und Handtuchschürze sitzt sie mir gegenüber. Eher klein als mittelgroß, eckig in ihren Gesten, kurz angebunden, wenn sie spricht. Als wir auf die Liebe zu sprechen kommen, macht ein winziger Kummer ihre Augen feucht. Sie wartet schon lange vergeblich auf Post von Andreas... Es zittert das Silberkettchen an ihrem Hals, und für Sekunden scheint sie zum Erbarmen hilflos. Ach na ja, werd mal hinfahren zu ihm, sehen, was ist, würgt sie tapfer und schaut mich von unten herauf über die Brillenränder an. Kann heißen: Reden wir lieber über was anderes. Ich glaube zu verstehen und lasse Unteroffiziersschüler Mandy Hildebrand erzählen ...



Wie ein Mädel Truppenkoch



Eigentlich ganz einfach; man lernt Koch. In einer Gaststätte eventuell – wie ich. Nach der zehnten Klasse war das „Haus der Einheit" – kennen Sie's? –, also dieses Lokal unten in der Stadt war meine Lehrstelle geworden. Dort blieb ich auch als Facharbeiter hinter den Töpfen. Das war nicht schlecht; ich mochte meine Arbeit, und ich machte sie gern. Doch eines Tages ... na, es kam so: Die Jungs gehen zur Armee und kommen wieder nach Hause. Und dann wird natürlich viel erzählt. Schlimmes auch; von 'ner Menge Streß, Entbehrungen, jeden Tag Zementwurst und so. Angabe ist auch 'ne Gabe, dachte ich mir. Weiß doch jeder vernünftige Mensch von vornherein, daß Armeedienst kein weiches Himmelbett sein kann. Und wenn für einen die Zeit rum ist, hat er doch was Ordentliches geleistet, was viel wichtiger ist. Für uns, meine ich, und unsere Kinder. Ich hätt' auch gern mal welche – 'nen Jungen und ein Mädchen. Die sollen leben, sollen's gut haben.

So fiel mir ein: Müßtest selber mal ... Das ist möglich, hatte ich erfahren. Und ich entschloß mich für drei Jahre – als Unteroffizier auf Zeit; Momentsache. Ich wollte sehen, selber erleben, wie es in der Truppe so zugeht, was dort los ist. Die meisten Mädels werden da, ich könnte mir das vorstellen, ihre Schwierigkeiten haben. Immerhin ist's ungewöhnlich, als Mädchen Soldat zu sein.

Dazu gehört wohl auch 'ne gute Portion Unternehmungsgeist. Bei mir war's reine Neugier und ein wenig Abenteuerlust. Und dies: Ich bin ein bissel jungenhaft. Wäre gern ein Junge geworden, hätte ich's nur beeinflussen können. Aber wer kann das schon! Doch hier bot sich mir 'ne echte Chance. Und ich griff zu, bewarb mich und wurde einberufen. Nach Delitzsch zu einmonatiger Grundausbildung mit Exerzieren, Schutz-, Schieß- und Geländeausbildung und allem, was ein Soldat braucht. Ein richtig strenger Dienst war das, wie der für die Jungs; hart, aber herzlich. Ja, herzlich. Mir hat's gefallen. Beispielsweise dieser organisierte Tagesablauf mit jeden Morgen raustreten zum Frühsport, dann Morgentoilette, Frühstück, Stuben- und Reviereinigen und allem Drum und



Ausbildungszentrum „Paul Fröhlich" Speise-Plan für eine Woche

Montag

Früh: Feine Leberwurst, feine Braunschweiger, Schmalz, Butter, Roggenbrot, Brötchen, Milch, Marmelade, Malzkaffee

Mittag: Möhren- oder Nudeleintopf mit Rindfleisch, Süßkirschen

Abend: Kochsalami, grobe Braunschweiger, Deligurke, Fruchtquark, Fischkonserve, Rote Beete, Butter, Schmalz, Mischbrot, Tee

Dienstag

Früh: Hausmacherleberwurst, gekochtes Ei, Butter, Schmalz, Roggenbrot, Brötchen, Marmelade, Malzkaffee, Kakao

Mittag: Rührei mit Bratkartoffeln, Rotkohlsalat, Gurkenfächer; oder Gekochte Eier in Senfsoße mit Salzkartoffeln, Rot- und Weißkohlsalat

Abend: Bauernsalami, Leberkäse, Fischkonserve, Rotkohl- und Weißkohlsalat, Soljanka, Butter, Schmalz, Mischbrot, Tee

Mittwoch

Früh: Knackwurst, Mortadella, Butter, Schmalz, Roggenbrot, Brötchen, Marmelade, Milch, Malzkaffee

Mittag: Kaninchenhacksteak, Kartoffelpüree, Bohnensalat; oder Kaninchenkeule, Salzkartoffeln, Erbsengemüse

Abend: Preßkopf, Römerbraten, Schmelzkäse, Sauerkrautsalat, Bohnensalat, Rote Beete, Butter, Schmalz, Mischbrot, Tee

Dran. Dort hab' ich dann auch Andreas kennengelernt, einen Ausbilder für Panzerfahrer, und gleich zu Beginn den Dreiertest, unsere erste Sportprüfung: Zweitausendmeterlauf, Klimmziehen aus dem Schrägliegehang und Handgranatenweitzielwurf. Wir verbanden's mit dem Sportabzeichen, und das erhielt ich in Gold. Hat Spaß gemacht und war für mich auch nicht sehr anstrengend. Vor der Armee hatte ich nämlich aktiv Fußball gespielt, bei der BSG Rotation Schlema. Wir wurden sogar, das war 1984, Dritter der DDR-Meisterschaft. An jedem Wochenende bin ich auf dem Platz gewesen. Wenn ich da wieder mitmachen dürfte ...

Später – praktische Ausbildung an der Feldküche hundertachtzig Strich zwoundsiebzig. Die kenne ich jetzt aus dem Effeff. War dort die beste Schülerin, erhielt sogar einen Tag Sonderurlaub – für gutes Lernen sozusagen. Darum geht es mir auch hier in unserem Ausbildungszentrum, wo ich mit Jungs auf der Schulbank sitze und im Kochkessel rühre.

Ganz ehrlich; ich arbeite lieber mit Männern zusammen als mit Frauen. Frauen sind oft zänkisch untereinander, Männer hingegen verträglich und außerdem froh, wenn sie ein Mädel sehen. Oder etwa nicht? Ich fühl' mich also recht wohl als Soldat. Vor allem, weil mir die Arbeit in der Küche gefällt und auch die ganze Art und Weise, wie hier rangegangen wird: kameradschaftlich Hand in Hand. Die Armee ist eben eine große Familie, einer greift dem anderen unter die Arme. Anders, als es draußen noch hin und wieder zu erleben ist. Jeder hat seine und wir alle eine Aufgabe. Da müssen wir miteinander auskommen, und wir können's auch. Fällt doch mal ein Haar in die Suppe, wirkt manch offenes Wort Wunder. Bei uns jedenfalls.

Und ich finde das gut, auch wenn's mal weh tut. Unsere Verantwortung ist ja ziemlich groß. Denn schmeckt das Essen nicht, ist die Moral der Truppe im Eimer. Freilich, über Geschmack läßt sich schlecht streiten, und nur von dem hängt der Zuspruch der Esser auch nicht ab. Wie das Fertige aufgetragen wird, ist nämlich ebenso wichtig. Das Auge ißt mit, verlangt Niveau. Trotzdem: Nichts darf nach nichts schmekken! Und alles muß in beweisbar guter Qualität und ausreichender Menge abwechslungsreich auf den Tisch. Wär's anders, es würde mich anstinken. Darum will ich ein guter Truppenkoch und Schichtleiter, ein brauchbarer Unteroffizier werden. In ein paar Wochen soll's soweit sein ...

Die Wochen vergingen, und Mandy Hildebrand, einberufen am 6. Mai 1986, ist nach erfolgreich bestandener Abschlußprüfung am 20. Oktober desselben Jahres zum Unteroffizier ernannt worden.

Zum goldenen Sportabzeichen an ihrer Uniform haben sich das Klassifizierungsabzeichen Stufe III und das Militärsportabzeichen gesellt. Und Andreas? Reden wir lieber von einem anderen, höre ich Mandy sagen. Von Roger am besten, einem Unteroffizier der Reserve, mit dem sie verlobt und glücklich ist. Am 19. April feiert Unteroffizier Mandy Hildebrand, zuverlässige Schichtleiterin im Ausbildungszentrum „Paul Fröhlich", ihren 21. Geburtstag. Wir gratulieren!

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Donnerstag

Früh: Zervelatwurst, Schnittkäse, Butter, Schmalz, Roggenbrot, Brötchen, Marmelade, Kakao, Malzkaffee

Mittag: Eisbein, Salzkartoffeln, Sauerkraut, Süßkirschen; oder panierter Schweinebauch, Kartoffelpüree, Bohnensalat, Süßkirschen

Abend: Blut- und Jagdwurst, Magerkäse, Senfgurken, Deligurke, Fischkonserve, Butter, Schmalz, Mischbrot, Tee

Freitag

Früh: Feine Teewurst, Kochsalami, Leberkäse, Fruchtquark, Butter, Schmalz, Marmelade, Roggenbrot, Brötchen, Milch, Malzkaffee

Mittag: Bratklops, Salzkartoffeln, Bayrisch Kraut; oder Kochklops in Petersiliensoße, Salzkartoffeln, Rotkohlsalat

Abend: Kammfleischwurst, Böhmerschinken, Fleischblutwurst, Fisch in Öl, Weißkohl- und Sauerkrautsalat, Butter, Schmalz, Mischbrot, Tee

Sonnabend

Früh: Mortadella, rohe Polnische Wurst, Gulaschsuppe, Butter, Schmalz, Marmelade, Roggenbrot, Brötchen, Malzkaffee

Mittag: Grüner Bohneneintopf mit Rindfleisch, Brot, Obst; oder Weißer Bohneneintopf mit Schweinefleisch, Brot, Obst

Abend: Schinkenspeck, Kraftfleisch vom Rind, Eierkuchen, Erdbeerquark, Rote Beete, Mischbrot, Butter, Schmalz, Tee

Sonntag

Früh: Pflaumenkuchen, Mohnschnecken, Tomatensuppe, Roggenbrot, Butter, Schmalz, Malzkaffee, Marmelade

Mittag: Eierflockensuppe, Sauerbraten und Klöße, Rotkohlgemüse, Stachelbeerkompott

Abend: Rostbratwurst, Bratkartoffeln, Deligurke, Rotkohlsalat, Magerkäse, Mischbrot, Butter, Schmalz, Tee

Einmaleins des Befehlens



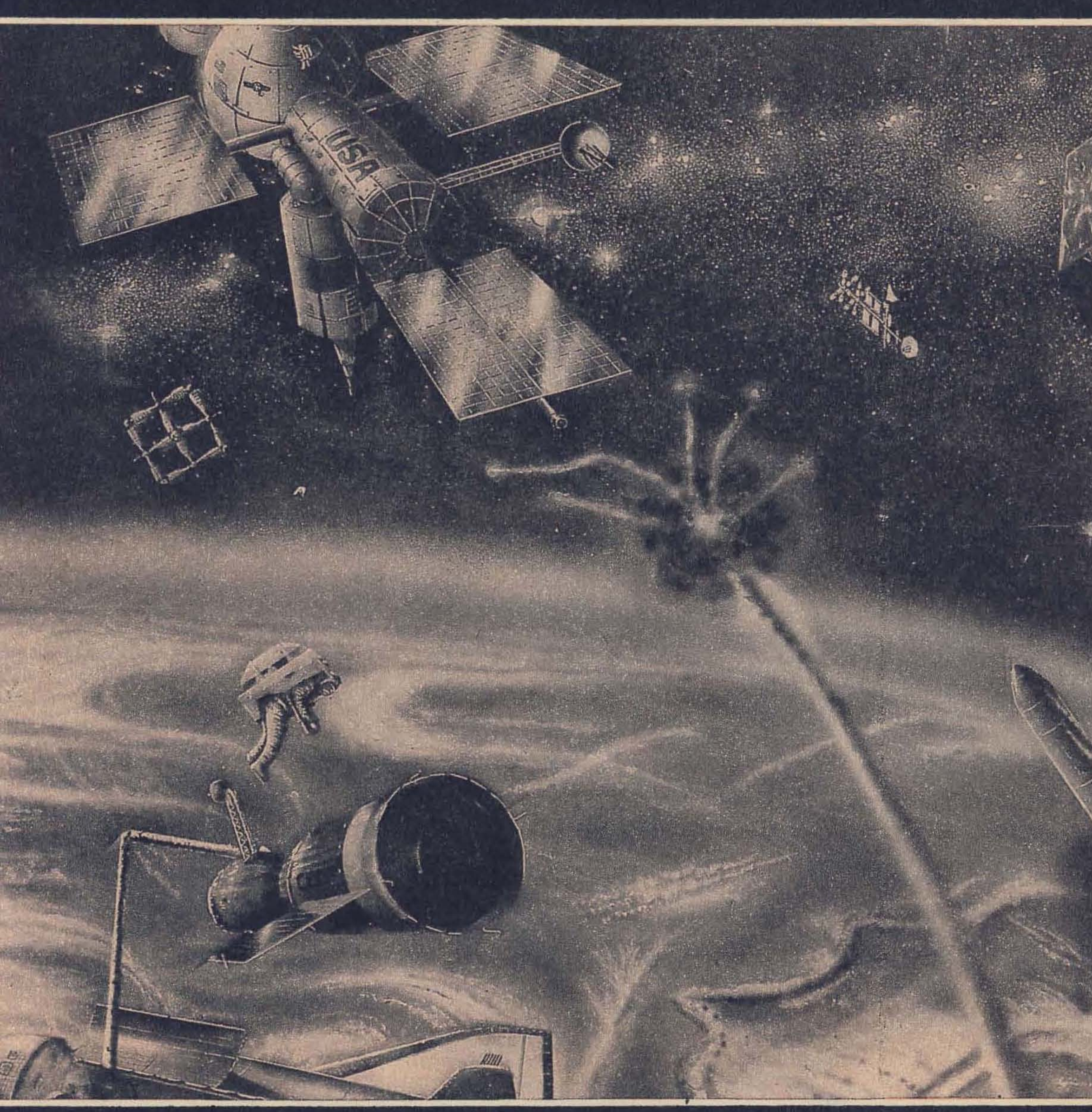
Die mot. Schützengruppe bezieht einen Verteidigungsabschnitt. An der Spitze Unteroffizier Ferdinand Gaßner, der Gruppenführer (1). Prüfend ist sein Blick auf das Gelände gerichtet. In dieser Übungsphase hat er den „Gegner" durch das Feuer aller Waffen seiner Gruppe zu vernichten, was hier soviel heißt wie alle Scheiben treffen.

Für den Kampferfolg muß der Unteroffizier von seiner Gruppe ein bestimmtes Handeln und Verhalten fordern, muß er befehlen: kurz und knapp. Seine Forderungen müssen zumutbar sein, weil er nur dadurch als Kommandeur glaubhaft und seine Autorität gefördert wird. Zugleich muß er zwingend auftreten, darf keinen Widerspruch dulden und muß sachlich bleiben. Schließlich hat er seine Befehle gut zu durchdenken, werden sie doch nur dann zu höchster Wirkung kommen. Befehlen heißt sich klar zu sein, was man will, heißt die Wege zu kennen, auf denen man zum Ziel gelangt. Mehr noch: der Vorgesetzte muß wissen, zu welchen Handlungen die ihm Unterstellten fähig sind. Und immer muß er selbst bereit sein, ihnen dabei zu helfen. All dies ist sozusagen das Einmaleins des Befehlens.

Jedoch es reicht nicht aus, die einzelnen Faktoren mathematisch exakt an den richtigen Platz zu stellen. Mit dem Befehl wird menschliches Handeln organisiert. Unteroffizier Gaßner, der auf unseren Fotos seine Panzerbüchsen- (2), Maschinengewehr- (3) und MPi-Schützen (4) in die Feuerstellungen einweist, äußerte am Ende seiner dreijährigen Dienstzeit: „Ich habe erfahren, daß keiner meiner Soldaten dem anderen glich. Jeder war eine ausgeprägte Persönlichkeit für sich. Gestandene Männer, einige sogar Familienväter. Auf all das hatte ich mich immer einzustellen, sonst wäre kein militärischer Auftrag zu erfüllen gewesen."

Text und Bild:
Oberstleutnant Ernst Gebauer





SDI GÖTTLICHE EINGEBUNG?



Vor vier Jahren war es, als der USA-Präsident Ronald Reagan vor die Mikrofone trat und aller Welt verkündete, daß er – endlich! – ein Allheilmittel gefunden habe, Kernwaffen „unwirksam und überflüssig" zu machen. Es sei doch weit besser, „Menschenleben zu retten, als sie zu rächen". Und ein Motto wurde geprägt: Abrüstung durch Aufrüstung. Dazu erklärte der Präsident, er habe angewiesen, neuartige Waffensysteme zu entwikkeln, um der „schrecklichen sowjetischen Raketendrohung mit Maßnahmen zu begegnen, die defensiv sind". Mit

SDI, dem „kosmischen Defensivkonzept", würden die Vereinigten Staaten von Amerika den ersten Schritt tun, um die „unmoralische" nukleare Vergeltungsdrohung zu überwinden, weil ja die Raketen der Sowjets an einem festen Schutzschild abprallten. Folglich müsse die Kreml-Führung einsehen, daß nukleare Offensivwaffen nutzlos und ihre Raketen alsbald zu verschrotten seien. Mit der All-Macht wäre nun – dem Himmel sei Dank! – das goldene Zeitalter des Friedens gekommen ...

Auf den ersten Blick erschien das an jenem 23. März 1983 sogar manch vernünftig Denkendem einleuchtend. Zumal Mr. Reagan es ja durchaus versteht, seine Ideen effektvoll über den Bildschirm zu bringen; der einstige Western-Held beherrscht schauspielerische Tricks. Es erhoben sich jedoch selbst im eigenen Land mehr und mehr auch skeptische, kritische, mahnende, warnende Stimmen. Bruce van Voorst, Pentagon-Korrespondent des Nachrichtenmagazins „Time", hat sie auf folgenden Nenner gebracht: „SDI ist in den Augen vieler, vielleicht sogar der meisten amerikanischen Fachleute kein einheitliches ‚Programm' mehr, sondern ein Potpourri verschiedener Techniken, von denen die einen früher, die anderen später Wirklichkeit werden – weit entfernt von der Vision, es könne einmal zur letzten Instanz des atomaren Konflikts, zum Schutzschirm des Friedens werden. Was bleibt, ist nur eine weitere Stufe auf der Rolltreppe der Rüstung, die alte vertraute Abfolge von immer neuen Waffen und Gegenwaffen. SDI ist nur insofern etwas Besonderes, als es den Weltraum als zusätzliche Dimension erschließt – keine großartige ‚strategische Verteidigungsinitiative', sondern nicht mehr und nicht weniger als Krieg der Sterne." Zu lesen am 27. Juni 1986, rund dreieinhalb Monate vor dem Treffen Michael Gorbatschows und Ronald Reagans in Reykjavik.

In jenen Oktobertagen 1986 hätte die Tür zum goldenen Zeitalter des Friedens in der Tat ein Stück geöffnet werden können. Nukleare Abrüstung als dringendste Aufgabe, vor der die Menschheit gegenwärtig steht, war greifbar nahe gerückt und wäre zu packen gewesen, wenn ... Ja wenn die amerikanische Seite nicht auf SDI beharrt hätte. Warum tat sie es? Welche Absichten verfolgen jene Kreise, die steif und stur an SDI festhalten? Hellen wir sie auf.

Das zwischen der UdSSR und den USA bestehende militärstrategische Gleichgewicht schließt die Fähigkeit ein, einander zu vernichten. Der Erstschlag der einen Seite hätte den nicht weniger vernichtenden Gegenschlag der anderen zur Folge. Aus eben diesem Gleichgewicht wollen die USA mit SDI ausbrechen; dergestalt, daß sie mit weltraumgestützten Waffensystemen ihre eigene Verwundbarkeit auf ein „erträgliches Maß" zu reduzieren versuchen. Gelänge dies, so die Überlegungen der SDI-Erfinder, könnte man die eigenen Kernwaffen einsetzen, ohne eine infernalische Strafe befürchten oder hinnehmen zu müssen. Und wäre es möglich, eine solche militärstrategische Position zu erreichen, dann hieße das militärische Überlegenheit mit allen Konsequenzen, die sich daraus mühelos ableiten lassen. Genau das steckt hinter dem, was da zur Irreführung der Öffentlichkeit „Strategische Verteidigungsinitiative" genannt und als solche feilgeboten wird.

Wenn wir so das wahre, aggressive Wesen von SDI erkennen, dürfte es nicht schwerfallen, SDI als Hauptbedrohung für unseren Planeten und damit als Haupthindernis für eine effektive Rüstungsbegrenzung und Abrüstung zu begreifen. Nichts bleibt von der Lüge, SDI sei ein „goldener Schlüssel" und einer plötzlichen Eingebung des USA-Präsidenten zu danken, bei der – wie Reagan gern frömmelt – gar „die göttliche Vorsehung ... ihre Hand im Spiel gehabt" hätte. Und der nunmehr „sein" Programm verwirklicht sehen möchte, um der „schrecklichen sowjetischen Raketenbedrohung mit defensiven Mitteln zu begegnen".

Plötzliche Eingebung dank göttlicher Vorsehung?

Weiß aber nicht jeder normal oder nüchtern denkende Mensch, daß weder neue, hochkomplizierte Waffensysteme noch eine neue Strategie einem zufälligen Gedankenblitz entspringen, sondern stets Ausdruck einer langfristig angelegten Militärdoktrin sind?

Zu dieser Erkenntnis kam auch Fred Redding, ein US-amerikanischer Rüstungsexperte: „Als der Präsident am 23. März 1983 seine Rede hielt, geschah dies nicht im Ergebnis einer Veränderung der Bedrohung, auch nicht im

Ergebnis der Wahrnehmung einer Veränderung der Bedrohung. Es war, gleich wie, eine Veränderung der Strategie." Und diese war nicht jener „göttlichen" Erleuchtung eines Reagan allein geschuldet, sondern die profitsüchtigen Bosse des Militär-Industrie-Komplexes hatten hier ihre Hand im Spiel. Einer ihrer extremsten Vertreter, der Präsidentenberater Colin S. Gray, hatte bereits drei Jahre vor (!) Reagans Rede, die de facto den Krieg der Sterne pries, kundgetan: „Die Vereinigten Staaten sollten planen, die Sowjetunion zu besiegen und dies zu einem Preis, der eine Erholung der USA erlauben würde. Eine Kombination von offensivem Entwaffnungsschlag, Zivilschutz und einem Abwehrsystem gegen ballistische Raketen bzw. Luftabwehr müßte die US-Verluste so niedrig halten, daß ein nationales Überleben und ein Wiederaufbau möglich sind."

Damit war SDI sowohl vorprogrammiert als auch in seinem eigentlichen Wesen charakterisiert: kein kosmischer „Schutzschild", der Kernwaffen „überflüssig" macht, sondern ein militärischer Maßnahmen-Komplex, von dem sich das Pentagon die Möglichkeit erhofft, einen nuklearen Erstschlag führen zu können, der überdies auch noch ein Alleinschlag bleiben soll.

Mithin ist SDI ein Angriffsschirm, Teil eines bis in den Kosmos reichenden, aus vielen Einzelkomponenten bestehenden Offensivpotentials. Dafür unterlaufen seine Anbeter solche Abkommen wie SALT und den ABM-Vertrag, torpedieren sie die auf verschiedenen Ebenen laufenden Verhandlungen. Dafür geben sie Unsummen aus und verdienen Unsummen: Experten veranschlagen die SDi-Kosten mit 1,5 Billionen Dollar – für die Rüstungsmonopole das Geschäft der Weltgeschichte!

Es liegt auf der Hand, daß mit einem Hochrüstungsprogramm in solchen Dimensionen den Abrüstungsbemühungen nicht nur Steine, sondern wahrlich ganze Felsbrocken in den Weg gelegt werden. Außerdem ergäbe sich bei der Verwirklichung von SDI oder auch nur einzelner Komponenten davon eine logische Folgerung, auf die der sowjetische Generalstabschef Marschall Sergej Achromejew bereits vor dem Treffen von Reykjavik verwiesen hat: „Wie soll sich unter diesen Bedingungen die andere Seite – die Sowjetunion – verhalten? Ihr bleibt keine Wahl. Sie wird gezwungen sein, die Wiederherstellung des strategischen Gleichgewichts zu gewährleisten, ihre strategischen Offensivkräfte aufzustocken und sie durch Abwehrmittel zu ergänzen. Deshalb sind jegliche Versuche, die strategischen Offensivwaffen unter den Bedingungen der Schaffung von Weltraumangriffswaffen zu begrenzen, ohne Perspektive. Die Militarisierung des Weltraums wird zu einem Mittel des unkontrollierten Wettrüstens in allen Richtungen."

Wäre es also nicht vernünftig, schon vorhandene Waffensysteme einzufrieren und schrittweise abzubauen, anstatt neue einzuführen? Die UdSSR hat dies mehrfach vorgeschlagen. Und gibt es ein realistischeres, humaneres Herangehen als den Vorschlag der Sowjetunion, atomwaffenfrei ins nächste Jahrhundert zu gehen? Fragen, die die Mehrheit der Welt eindeutig mit ja beantwortet. Die Nein-Sager sind in der Minderheit. Aber sie bilden den harten Kern des Imperialismus, der – besessen von der Sternenkriegs-Psychose – diese geschichtliche Erfahrung nicht wahrhaben will: In einer Zeit, da die wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten der UdSSR bei weitem nicht so umfangreich wie jetzt gewesen sind, ist es den Imperialisten nicht geglückt, militärische Überlegenheit zu erlangen. Um wieviel weniger wird ihnen dies heute oder morgen gelingen, da die Potenzen des realen Sozialismus erstarkt sind. Michail Gorbatschow hat dies im April des vergangenen Jahres verdeutlicht, als er erklärte: „Wir kennen die Möglichkeiten der modernen Wissenschaft und unsere eigenen Möglichkeiten gut. Es gibt nichts, was die USA können, wir aber nicht. Wir sind jedoch gegen eine solche Wahl, wir lehnen die absurde amerikanische Rüstungslogik ab. Für uns ist das Verbot der Weltraumangriffswaffen kein Problem der Angst zurückzubleiben, sondern ein Problem der Verantwortung." Und dies seit Anbeginn, sei hier hinzugefügt. Denn erinnern wir uns: Gleich das erste gesetzgeberische Werk der vor 70 Jahren aus der Oktoberrevolution siegreich hervorgegangenen jungen Sowjetmacht war Lenins Dekret über den Frieden. Er ist dem Sozialismus wesenseigen.

Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv

Wieso Truppe? Die Frage scheint berechtigt. „Timur und sein Trupp“ kennen wir, die letzte Erzählung Arkadi Gaidars. Sie hat die Timurbewegung ausgelöst, ist seit vielen Jahren Lieblingslektüre nicht weniger junger Leser. So fröhlich und keck wie Timur und seine Freunde möchten wohl fast alle sein. Abenteuer erleben. Im Kleinen Großes vollbringen. „Einen Teil seines Ichs in den Aufbau der neuen Welt legen.“ So formulierte es Michail Kalinin, der große sowjetische Staatsmann vor etwa fünfzig Jahren.

Wir aber sind in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. Und einen persönlichen Beitrag für die neue Welt – für die Welt überhaupt – zu leisten, das kann doch heutzutage nur heißen, zuallererst etwas Entscheidendes für die Erhaltung des Friedens zu tun. Ist aber in unserer Zeit der Hochtechnologie die Leistung des einzelnen von solcher Wichtigkeit? Wird sie überhaupt bemerkt im Großen? Der fünfundzwanzigjährige Timur und seine Gefährten sagen Ja.

Halt! Da drängelt sich doch schon wieder ein Einwand nach vorn. Arkadi Gaidar, der Reporter der „Komsomolskaja Prawda“, fiel kämpfend als Partisan im Dezember 1941. Sein Timur müßte doch längst über die Fünfzig hinaus sein. Richtig. Die Rede ist aber von einem anderen, von Oberleutnant Timur Garejew, einem jungen Offizier des Proskurower mot. Schützenregimentes der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Und seine Gefährten sind die Angehörigen jenes Bataillons, in dem Timur seinen Dienst als Stabschef versieht. Eine hohe Dienststellung für einen Fünfundzwanzigjährigen fürwahr. Denn die Zeiten, wo ein Sechzehnjähriger Regimentskommandeur wurde, der erwähnte Arkadi Gaidar nämlich im Bürgerkrieg, sind lange vorbei. Aber Stabschef eines Bataillons immerhin. Und in Abwesenheit des Majors führt Timur die Einheit. So auch bei der heutigen Überprüfung.

* * *

Im Morgengrauen wird die Einheit alarmiert. Über hundert Betten stehen in einem Schlafsaal. Da bleibt für den einzelnen nicht viel Platz. Schnell muß alles gehen. Doch es gibt kein Gedränge. Alle Handgriffe sind oft geübt worden. Die Räume leeren sich. Nach wenigen Minuten stehen Vorgesetzte und Soldaten in Antreteordnung vor ihrer Kampftechnik, den Schützenpanzern BMP. Aufsitzen! Schon verlassen die Gefechtsfahrzeuge den Park. Über dem Ausbildungsgelände liegt noch leichter Nebeldunst. Kleine Wassertröpfchen hängen an Gras und Gesträuch. Oberleutnant Garejew erhält vom Regimentskommandeur die Aufgabe. „Sie beziehen eine Verteidigungsstellung, gehen dann auf Befehl zum Gegenangriff über!“ Es folgen kurze Angaben zur Lage der eigenen Truppen, zur Handlungsrichtung des „Gegners“. „Haben Sie noch Fragen?“ „Nein.“ „Gut, dann beginnen Sie!“

Die Soldaten graben sich und



Timur





ihre Technik ein. Unweit üben eine Granatwerferbatterie und eine Panzereinheit. Für Gefechtslärm ist also zur Genüge gesorgt. Außerdem hat Oberstleutnant Stolarow, der Kommandeur der „Proskurower", eine Imitationsmittel-Gruppe eingesetzt. Ein Oberleutnant, zwei Sergeanten und vier Soldaten haben den geplanten Angriffsweg des Bataillons mit einigen Überraschungen versehen.

Das Zeichen für den Angriff. Aus den Deckungen heraus gehen in breiter Front die Kompanien vor. Unterstützt von den Schützenpanzern und deren schweren Waffen stürmen die mot. Schützen auf die vordere Linie des „Gegners" zu. Sie feuern aus der Bewegung. Mehrere Verteidigungsstreifen sind zu überwinden. Neben dornigem Gestrüpp sorgen Drahthindernisse und Gräben für zusätzliche Schwierigkeiten. „Nicht hinter den BMP zurückbleiben!" Über Funk gibt Timur Anweisungen.

seine

Die Soldaten müssen auf die verschiedenen Imitationsmittel reagieren. Schnell und richtig. Granateinschläge ... Minen ... Das trockene Rattern eines Maschinengewehres. Erst muß das MG zum Schweigen gebracht werden, bevor der Angriff fortgesetzt wird. Nun befiehlt der junge Offizier Halt. Sofort nutzen die mot. Schützen jede sich bietende natürliche Deckung. Halbrechts liegt eine kleine Anhöhe. Militärfahrzeuge sind dort zu erkennen. Der Hügel ist mit hohem Gras bewachsen. Hier hat sich eine stärkere Widerstandsgruppe des „Gegners" festgesetzt. Sie kann das anliegende Terrain unter Beschuß nehmen. Für wenige Minuten ist es ungewöhnlich still im Gelände. Der junge Kommandeur muß schnell handeln. Erst einmal fordert er Unterstützung durch die Granatwerfer. Im realen Gefecht wäre das durchaus denkbar. Offenbar hat auch Oberstleutnant Stolarew an solch eine Möglichkeit gedacht. Die Imitationsmittelgruppe jedenfalls hat vorgesorgt. Einschläge. Explosionen. Oberleutnant Garejew hat eine Stoßgruppe gebildet. Nicht einmal Zugstärke weist sie auf. Ein Panzer, drei Schützenpanzer. Das sind alle Reserven, über die Timur verfügen kann. Viel ist es nicht. Aber es muß ausreichen. Der beste Ansporn ist allemal das persönliche Beispiel. Deshalb stürmt Timur Garejew an der Spitze seiner Genossen dem „Gegner" entgegen, zeigt, was er an der Moskauer Offiziershochschule „Oberster Sowjet der RSFSR" gelernt hat, beweist, daß er die Handlungen der Soldaten selbst aus dem Effeff beherrscht. Neben ihm läuft Untersergeant

Truppe





Wassili Klotschkow, der neunzehnjährige Werkzeugmaschinenbauer aus dem Moskauer Gebiet. Beim Sprung über einen Graben verstaucht dieser sich den Fuß. Verzieht das Gesicht. Nur keine Schwäche anmerken lassen. Nicht vor dem Kommandeur, nicht vor den Soldaten. Nur nicht verkrampfen, auch wenn es weh tut. Eine Minensperre. Eine Gasse wird gesprengt. Die gepanzerten Fahrzeuge bahnen den Weg. Gefreiter Alexander Graur, Fahrer eines BMP, hält genau die Spur des Schützenpanzers vor ihm. Dann folgen in kurzen Sprüngen die mot. Schützen. Einzeln. Voran wieder der Oberleutnant. Nach ihm Soldat Dshambudat Nagaschibajew, der achtzehnjährige Abiturient aus Kasachstan. Dann Wassili Klotschkow. Dann all die anderen. Stellung! Nur noch ein kleines Stück. Steil sieht von unten der Anstieg aus. Handgranatenwurf. Letzte Anstrengung – Sprung vorwärts. Geschafft! Wie flach und gemütlich wirkt nun von oben der zurückgelegte Weg. Über Funk gibt Oberleutnant Garejew den Befehl zur Fortsetzung des Angriffs. Das Bataillon erfüllt die ihm gestellte Aufgabe.



* * *

Was vermag der einzelne? Oberstleutnant Stolarow greift die eingangs gestellte Frage auf. „Nehmen Sie den Oberleutnant. Ein junger Stabschef. Und er muß sogar als Kommandeur handeln. Vieles hing heute von seinen Entscheidungen ab. Aber was wäre ein guter Kommandeur ohne ausgezeichnete Sergeanten und Soldaten? Daß das Regiment seit 40 Jahren alle Überprüfungen mit der Note ‚ausgezeichnet' abgeschlossen hat, daß jeder Zweite den Bestentitel erringen konnte, das kommt doch nicht von ungefähr. Da stehen Einzelleistungen dahinter. 95 Prozent der Angehörigen unseres Truppenteils tragen ein Klassifizierungsabzeichen, 90 Prozent das Militärsportabzeichen. Solche Prachtkerle sind das."

Der Regimentskommandeur kommt ins Schwärmen, wenn er von seinen Soldaten spricht. Dabei sind diese keinesfalls besonders ausgewählte Leute. Die wissen nur, daß sie Traditionen zu verteidigen haben. Zum Beispiel die der 45 Helden der Sowjetunion aus dem Großen Vaterländischen Krieg.

Ausgewählt sind allenfalls einige junge Offiziere. Denn „Proskurower" wurde mittlerweile zum Synonym für „Bester". Nicht nur innerhalb der GSSD. Würde sonst so mancher verdienstvolle General den Wunsch äußern, sein Sohn möge einige Jahre als Offizier gerade in diesem Regiment dienen? „Sieben Mann Generals-Nachwuchs haben wir derzeit", spielt der Oberstleutnant darauf an. Doch das stimmt nicht ganz. Acht hätte er angeben müssen. Denn in der Sowjetarmee gibt es auch einen Generalleut-

nant Stolarow. Den ranghöchsten Vater hat Timur. Generaloberst Machmud Garejew ist Stellvertreter des Chefs des Generalstabes. Überhaupt sind die Garejews in den sowjetischen Streitkräften gut bekannt. Das Lexikon verzeichnet sogar einen Oberst Mussa Garejew. Pilot im Kriege. Heute in Baschkirien Vorsitzender der DOSAAF, der Schwesterorganisation unserer GST. Der zweifache Held der Sowjetunion ist Timurs Onkel.

Bei solcher Verwandtschaft – ist da der Weg zur Akademie nicht schon vorgezeichnet? Timur verneint das. „Sicher, es spornt an. Aber beweisen muß ich mich ganz allein. Weder mein Vater noch mein Onkel würden mir den Steigbügel halten. Sie sehen meine Leistungen sogar viel kritischer als andere."

In den nächsten Jahren möcht Timur Garejew im Fernen Osten dienen. Möchte sich bewähren unter dortigen extremen Bedingungen, möchte neue Erfahrungen sammeln. Ein wenig spielt wohl auch Abenteuerlust mit. Der Wunsch, im Kleinen Großes zu vollbringen.

Das aber wollen auch die Soldaten seiner Truppe. „Alles tun, um einen Krieg zu verhindern." Gefreiter Alexander Graur, der BMP-Fahrer, äußert seine Meinung. „Mehr als 14500 Kriege hat es in der Geschichte gegeben. Etwa vier Milliarden Menschen sind in diesen umgekommen. Heute könnte ein einziger Krieg das Leben der vier Milliarden Menschen auf der Erde auslöschen." Möglich, daß Alexander die Zahlen gelesen oder in der Politischen Schulung gehört hat. Sieben Brüder sind sie zu Hause in Tiraspol. Da hat Alexander gelernt, an andere zu denken. „Alles, was in meinen Kräften steht, will ich tun, um einen Krieg zu verhindern." Diese Worte kann man dem Gefreiten getrost abnehmen.

Soldat Nagaschibajew will nach der Armeezeit heiraten. Fast täglich schreibt er an seine Bibygul nach Tschalkow in der Kasachischen SSR. Ebensooft erhält er auch Antwort. Schutz des Friedens heißt für den Achtzehnjährigen auch Schutz seiner Braut. Bis über beide Ohren wird er rot bei diesem „Geständnis". Seine Augen wirken noch schmaler als vorher. So viele Soldaten, wie es bei den „Proskurowern" gibt, so viele Motive für Bestleistungen wird es wohl auch geben. Ganz persönliche Motive für das Einbringen eines Teils seines Ichs in die beste Sache der Welt – den Frieden.

Bei den „Proskurowern" nur? Nein, das setzt sich fort in den anderen Regimentern der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, der gesamten Sowjetarmee, aller sozialistischen Streitkräfte. Bemerken wir nicht tagtäglich das Ergebnis im Großen, das sich aus so vielen kleinen Bestleistungen zusammensetzt? Und könnte das überhaupt anders sein an der Seite solcher Genossen wie Timur und seiner Truppe?

Text: Major Volker Schubert
Bild: Manfred Uhlenhut



Ich sehe heute wieder so viele, die nicht da sind

Die Wirkung der Sichelwagen bei den Baktrern war so verheerend, daß von den Feinden nicht ein Mann davonkam; daher mußten die übrigen nach der Schlacht um Pardon bitten.



Alexander hatte eine Armee von 40- bis 50jährigen Jungen.

Als Alexander der Große gestorben war, hielt er noch eine große Musterung über seine Armee.

Die Römer waren in der Schlacht bei Cannae 30 000 Mann stark. Davon wurden 20 000 gefangen, 40 000 blieben und 120 000 entkamen.



Als nun Caesar so in den letzten – als er nun so in den letzten – ja, als er nun so in den letzten – ja, da starb er.

Beim Rückzuge aus Spanien waren die Wege so schlecht, daß man 8 Wagen vor ein Pferd spannen mußte.

Worin besteht die Vortrefflichkeit des pythagoreischen Lehrsatzes? Darin, daß Pythagoras ihn erfunden hat.

Als Tilly geschlagen worden war, zogen Tilly und Wallenstein hinter Tilly her.

Ja, ja, man hat der Exempel mehrere, daß kranke Leute gestorben sind.

Ich, der Herr Professor Ukert und ich, wir drei machten eine Reise.



Heller Jubel herrschte in den Klassenzimmern des Gothaer Gymnasiums, wenn es solche und noch schlimmere Blüten vom Katheder herunterregnete – schrieb AR im Septemberheft anno 1986.
Gejubelt hätten die EOS-Schüler von damals gewiß auch darüber, daß wir dem Namen ihres zerstreuten Professors Johann Georg August Galletti (1750–1828) ein l entwendet haben.
Um dies wiedergut – und den AR-Lesern eine weitere Freude zu machen, bringen wir heute Teil 2 der Kathederblüten.

Aber im Seekrieg, da ſpielen ſie eine beſſere Rolle in Rückſicht auf den Seekrieg, was den Seekrieg betrifft.



Varus war der einzige römiſche Feldherr, dem es gelang, von den Deutſchen beſiegt zu werden.

Suworow hatte die Gewohnheit, erſt den Feind zu ſchlagen, und dann deſſen Stellung zu recognoſcieren.

Ja, ja, das Werfen mit Papierkugeln iſt keine Kunſt, es iſt vielmehr eine ungezogene Kunſt.

Ein Bataillon Janitſcharen beſteht aus 15 Mann, von denen jeder 12 Keſſel zum Umſtürzen bei ſich führt.

Die Schlacht von Leipzig koſtete 15 Dörfern in der Umgegend das Leben, ungerechnet den Viehbeſtand.

Was die Farbe des Mondes betrifft, ſo iſt ſie gewöhnlich groß.

Es iſt eine üble Gewohnheit, abends im Bette zu leſen: denn man hat Beiſpiele, daß mehrere Leute, die abends ihr Licht auszulöſchen vergaßen, am Morgen, wenn ſie aufwachten, verbrannt waren.

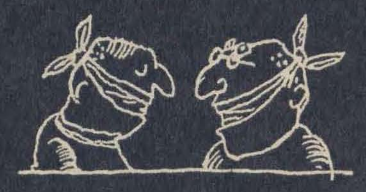


Sextus Pompeius hatte eine Armee von 20 000 Schafen und eine Flotte von 400 Mann, als er es wagte, dem Odoaker die Spitze zu bieten.

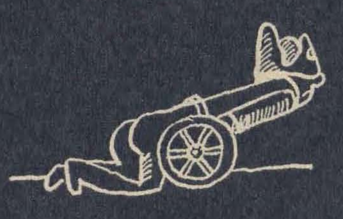
Karl XII. wurde 22 Jahre nach ſeinem Tode erſchoſſen.

Er kennt mich nicht; ich bin nicht der Herr Profeſſor Kries, ich bin der Herr Profeſſor Galletti, und wenn er zu Herrn Profeſſor Kries geht, ſo wird ihm der das Umgekehrte ſagen.

Widerſprechen Sie nicht dem, was ich Ihnen niemals geſagt habe!



Bei Roßbach verloren die Franzoſen 30 Mann Kanonen.



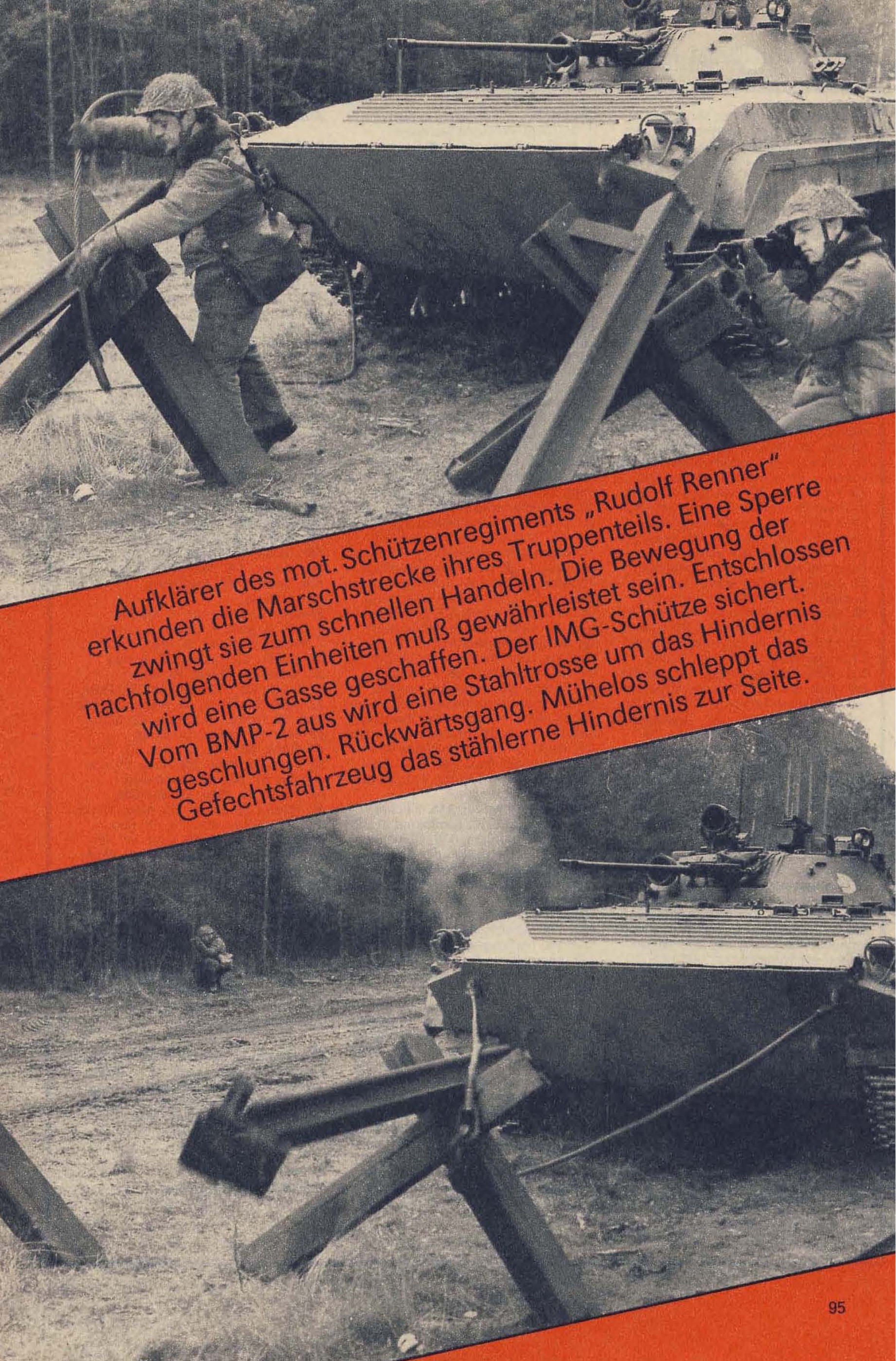
Vor einigen Jahren war ein Rieſe hier, der, den Kopf ausgenommen, 3½ Fuß hoch war.
Schüler: Das war nicht ſehr hoch.
Lehrer: Ja, es war aber auch ein Zwerg.

Schlagt die Bücher zu und macht die Köpfe auf, damit nichts mehr hineingeht.

Illustration: Wolf-E. Roß



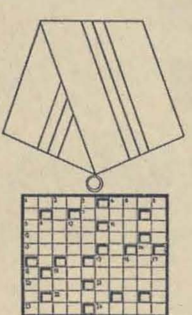
Bild: Achim Tessmer



Aufklärer des mot. Schützenregiments „Rudolf Renner" erkunden die Marschstrecke ihres Truppenteils. Eine Sperre zwingt sie zum schnellen Handeln. Die Bewegung der nachfolgenden Einheiten muß gewährleistet sein. Entschlossen wird eine Gasse geschaffen. Der IMG-Schütze sichert. Vom BMP-2 aus wird eine Stahltrosse um das Hindernis geschlungen. Rückwärtsgang. Mühelos schleppt das Gefechtsfahrzeug das stählerne Hindernis zur Seite.

Kreuzworträtsel mit Preisfrage:

Waagerecht: 1. kleiner liedhafter Instrumentalsatz, 4. Abwesenheitsnachweis, 9. Gestalt der Franz. Revolution, 13. abgesteckte Linienführung im Straßenbau, 15. Indoeuropäer, 17. Teil des Fußes der Huftiere, 18. Alkohol, 19. Fachmann, 20. österreichischer Filmregisseur, gest. 1976, 22. Fischfett, 24. nordfranz. Stadt, 27. Stadt in den Niederlanden, 29. altgriechische Philosophenschule, 31. Tugend, 34. europäische Währung, 36. weibl. Vorname, 37. Hauptstadt der VDR Jemen, 39. italienische Sängerin, 40. Knierock der Bergschotten, 42. Stadt an der Elbe, 43. Klebstoff, 45. nordamerikanischer Schauspieler und Sänger, gest. 1986, 48. kleine Deichschleuse, 50. dichterisch für Adler, 52. sowj. Filmregisseur, gest. 1948, 54. wissenschaftlicher Versuch, 56. kolloide Lösung, 57. japanischer Romancier, 59. Stadt in Burma, 60. Staat in Südamerika, 65. Losungswort der Französischen Revolution, 68. aromatisches Getränk, 69. Windseite, 70. Fahrgast, 72. altrömischer Grenzwall, 75. einer der Kontakte im Transistor, 77. Bergweide, 78. Nebenfluß des Don, 80. Rauschgift, 81. Angehöriger eines polnischen Bergstammes, 82. Teil der Woche, 84. alte Einheit der Arbeit und der Energie, 86. männlicher Vorname, 88. englischer Bildhauer, 90. Takt, Benehmen, 91. Kalifenname, 92. griechische Insel, 93. Kraftfahrzeuganlasser, 96. ungarischer Tanz, 100. Bucht, 102. Wind am Gardasee, 104. Lebensgemeinschaft, 105. Fundort eines altsteinzeitlichen Menschen, 106. anderer Name für Berlin, 107. Operngestalt bei Gotovac, 109. Stadt an der Garonne, 112. Nebenfluß der Aare, 115. Flußbezeichnung, 117. Hast, 119. Mundlaut, 120. Strom in Westafrika, 121. plötzlicher Einfall, 122. Mühlensandstein, 124. Strumpfkombinat in der DDR, 128. heftiger Niederschlag, 129. nordisches Göttergeschlecht, 131. kraterförmige Senke, 132. sowj. LKW-Typ, 135. Waldvogel, 137. bolivianischer Romancier, 139. Handwerk, Beruf, 140. Einfassungsbeet, 143. spanischer Ureinwohner, 144. Flugkörper, 145. Nachtschattengewächs, 146. Gurt, 147. Salzsee östlich von Wolgograd, 148. bulgarischer Schwarzmeerort.



Senkrecht: 1. Kernobst, 2. Eiland, 3. aufrecht stehende Steinplatte, 4. Fluß im Bezirk Gera, 5. Baumteil, 6. Stütze, 7. einkeimblättrige Pflanze, 8. japanische Eiskunstläuferin, 9. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 10. Kampfbahn, 11. Verwandte, 12. Wundmal, 14. Entenvogel, 16. Lebensjahre, 21. Flüssigkeitsrest, 23. pflanzliches Klettenorgan, 25. Staat in Vorderasien, 26. Milz, 28. Fahrbahn, 30. sagenhafter Keltenkönig, 32. Körnerfrucht, 33. Anfang, Spitze, 35. Gestalt aus „Egmont", 38. Komponist der Oper „Einstein", 41. österreichischer Komponist ungarischer Herkunft, 42. Gestalt aus „Die Fledermaus", 43. Wurfleine, 44. Stacheltier, 46. Laubbaum, 47. staatliche Versicherungseinrichtung in der DDR, 49. Sowjetbürger, 50. Zitatensammlung, 51. Wendekommando, 53. Feingebäck, 55. Tanzschüler, 58. Holzgewächs, 61. Mitlaut, 62. durchscheinende Gipsabart, 63. Schweizer Volksheld, 64. Gestalt aus „Lohengrin", 66. Schriftennachweis, 67. ehem. faschistisches Konzentrationslager in Polen, 71. Waldpflanze, 73. Vollkerf, 74. organische Verbindung, 76. inneres Organ, 77. weibliche Stimmlage, 79. Meßgerät für die Schiffsgeschwindigkeit, 83. chemische Verbindung, 85. Wortgleichklang, 87. Getreidereiniger, 89. musikalisches Bühnenwerk, 91. Verbrennungsrückstand, 93. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 94. edles Reitpferd, 95. Flachland, 97. Psyche, 98. Korbblütlerstaude, 99. Landschaftsvertiefung, 101. Fragepunkt, 102. Vorname einer Romangestalt bei Erwin Strittmatter, 103. mittelital. Fluß, 104. höfisches Epos von Hartmann von Aue, 108. Wut, Zorn, 110. Roman von Tagore, 111. Sinnesorgan, 113. Sittenlehre, 114. Schwimmvogel, 115. Fläche, 116. Sternbild, 117. Sammlung altisländischer Dichtungen, 118. sibirischer Strom, 123. Nebenfluß der Rhône, 125. arabische Begrüßung, 126. Witz, Heiterkeit, 127. Ehemann, 128. Vakuum, 130. Dunst, 131. Wahlspruch, Losung, 132. Überseetelegramm, 133. Warenzeichen, 134. von Lenin in Stuttgart herausgegebene Zeitschrift, 136. chemisches Element, 138. Oper von Donizetti, 141. griechische Göttin, 142. Laut.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 133, 123, 72, 70, 67, 18, 146, 62, 61, 94, 38, 54, 139, 15, 75 – 17, 140, 73, 60, 98, 144, 143, 96, 86 – 65, 105, 81, 52, 66 und 106 ergeben in dieser Reihenfolge den Namen der höchsten militärischen Bildungseinrichtung in der DDR. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 5. 1987. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 5/87. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Nr. 3/87

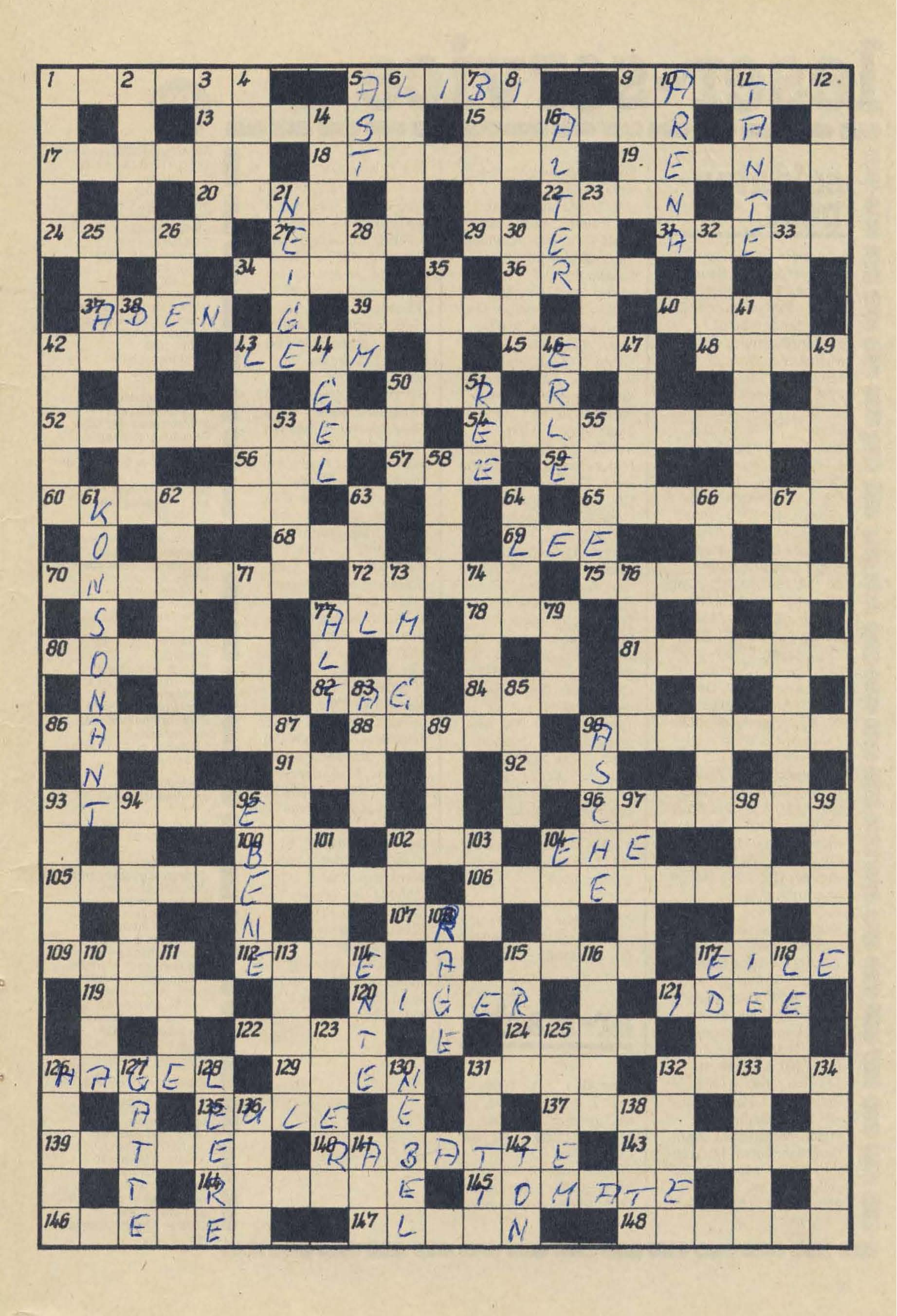
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Podium junger Künstler an der Staatsgrenze. Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt.

Waagerecht: *1. Kokos, 4. Junge Welt, 10. Arles, 13. Asen, 14. Iesi, 15. Nurmi, 16. Naab, 17. Rune, 18. Nasal, 19. Saar, 21. Oka, 23. Drau, 25. Aken, 28. Tetanie, 31. Perm, 33. Salamis, 35. Rederei, 36. Gast, 37. Aden, 38. Mineral, 41. Ester, 44. Garnele, 48. Polen, 49. Parallele, 54. Dosis, 55. Diu, 56. Ele, 57. Drehorgel, 62. Amelungen, 66. Asien, 69. Abart, 71. Alp, 72. Luzon, 75. Sela, 76. Odeon, 77. Illias, 79. Nene, 80. Ure, 81. Des, 82. Lei, 83. Eren, 86. Aroma, 87. Tolle, 88. Lese, 90. Rerik, 91. Lie, 93. Tarar, 94. Kelle, 96. Eissegeln, 100. Edelstein, 105. Oie, 107. Adi, 108. Übung, 109. Steinberg, 111. Alant, 112. Eternit, 116. Meile, 119. Demeter, 123. Kiwi, 124. Biel, 125. Robeson, 127. Navarra, 130. Ares, 131. Tanagra, 135. Tier, 136. Beta, 138. Ara, 139. Renk, 142. Salbe, 143. Ales, 144. Lias, 145. Arosa, 146. Tiro, 147. Ster, 148. Lende, 149. Analgesie, 150. Omega.*

Senkrecht: *1. Kansas, 2. Kordel, 3. Sais, 4. Jena, 5. Unart, 6. Gebot, 7. Waran, 8. Linde, 9. Teer, 10. Ainu, 11. Lüster, 12. Salami, 20. Amiga, 22. Karat, 24. Arena, 26. Kali, 27. Nase, 29. Ente, 30. Isar, 31. Pein, 32. Real, 34. Salep, 35. Regie, 38. Moped, 39. Nelke, 40 Rondo, 42. Stau, 43. Eile, 45. Radau, 46. Essig, 47. Eisen, 50. Ade, 51. Rila, 52. Elan, 53. Lem, 58. Rabe, 59. Hera, 60. Garderobe, 61. Nil, 63. Emballage, 64. Neun, 65. Eton, 67. Sandale, 68. Epistel, 69. Aster, 70. Alter, 73. Zeder, 74. Neher, 76. Ora, 78. See, 84. Reni, 85. Nias, 88. Laut, 89. Sari, 92. Ilm, 94. Knie, 95. Eede, 96. Etüde, 97. Stute, 98. Engan, 99. Lot, 101. Dir, 102. Stamm, 103. Egart, 104. Natur, 106. Eibe, 107. Abel, 109. Satin, 110. Gaden, 113. Thor, 114. Ries, 115. Ikone, 116. Mira, 117. Iskar, 118. Eber, 120. Elain, 121. Etat, 122. Ehre, 125. Rassel, 126. Berlin, 128. Rigole, 129. Armada, 131. Talon, 132. Nasal, 133. Galle, 134. Arasi, 136. Bete, 137. Tara, 140. Este, 141. Karo.*

Die Gewinner *unserer Preisfrage aus Heft 12/86 waren: Gefr. H.-J. Opitz, Leipzig, 7022, 25,–M; Gabriele Heinlein, Leipzig, 7010, 15,–M, und Charlotte Klenner, Kitzscher, 7205, 10,–M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignet e: Joachim Hermann



leser-service



soldaten-post

wünschen sich: Ines Tschötschel (20), Neue Siedlung 5, Gorenzen, 4271 – Sabine Zwirner (25; 1,70), Sandgrube 01, Brehna/Carlsfeld, 4402 – Michaela Drews (16), Wiesenweg 19, Zinnowitz, 2238 – Kathrin und Kirsten (beide 17) Hein, bei Kittel, Zittauer Str. 15, Leipzig, 7024 – Sonja Janatt (20; 1,73), Leninplatz 10, Ostrau, 4101 – Ina König (23; 1,59), Zeitzer Str. 2, Reuden, 4906 – Yvonne Rehmann (24, Tochter 1/2) und Ines Ebert (19): Ines Ebert, Gustav-Anlauf-Str. 22, Halle, 4020 – Gaby Michalski (18; 1,75), Berliner Str. 86, Erfurt, 5069 – Carola Petzold (25; 1,70), Ziegeleiweg 1, Kaltwasser, 8921 – Petra Wittkopp (25; 1,70), Körnerstr. 7, Dessau, 4500 – Antje Winkler (18), W.-Seelenbinder-Ring 22, Tangerhütte, 3510 – Sylvana Weichsel (21; 1,66), A.-Schulz-Str. 39, Freiberg, 9200 – Manuela Trenkel (19; 1,78), A.-Schulz-Str. 11, Freiberg, 9200 – Kathrin Pietzsch (16), Hauptstr. 26, Obergurig, 8601 – Anett Zimmer (19; 1,75), Hauptpostlagernd, Ilmenau, 6300 – Doreen Dorn (19), Karl-Marx-Str. 23a, Sachsendorf, 3301 – Sylvia Plots (23, Kind 4 Mon.), Clara-Zetkin-Str. 20, Potsdam, 1570 – Eva-Maria Braun (23; 1,50), Bruno-Taut-Ring 164, Magdeburg, 3038 – Anke Kupfer (17; 1,63), Kreuzstr. 10, Malchin, 2040 – Anja Ruhm (17; 1,65), Am Faulen See 2, Berlin, 1092 – Heidi Machulla (23, 2 Kinder), Bahnhofstr. 11, Trebbin, 1712 – Monika Scharein (19; 1,74), PSF 29, Nepersdorf, 2721

Post von Berufssoldaten erwarten: Birgit Leuschel (21), Eichhorster Str. 1b 0501, Berlin, 1143 – Manuela Farin (16), W.-Pieck-Str. 6, Zinnowitz, 2238 – Susann Koch (17), R.-Breitscheid-Str. 3, Ilmenau, 6300 – Sabine Bräuer (21), W.-Pieck-Str. 2a, Rathenow, 1830 – Angelika Hauck (24), Lutherplatz 3, Rathenow, 1830 – Annett Kaubisch (19), Sebastian-Bach-Str. 26, Karl-Marx-Stadt, 9072 – Heike Schultz (21; 1,78, 1 Kind), Makarenkostr. 14b, Greifswald, 2200 – Ivonne Reiss (18), Karl-Matthes-Str. 56, Gera, 6502 – Sabine Siegert (22; 1,70, Tochter 1), Bergstr. 11, Leipzig, 7050 – Gabriele Yorck (25, 2 Kinder), Gr.-Bachstr. 2, Teterow, 2050 Renata Broschk (23), Kastanienallee 20, PF 24, Nepersdorf, 2721 – Maria Lietz (17; 1,63), Jahnstr. 9, Jarmen, 2032 – Ute Pahnke (25), Rugardweg 04, Bergen, 2330 – Jadwiga Reinelt (16), Bautzener Str. 72b, Dresden, 8060 – Jana Neuhaus (24, 2 Kinder), Kantstr. 18, Frankfurt/Oder, 1200 – Silke Stockhaus (20), Bahnhofstr. 24, Braunsbedra, 4205 – Daniela Vormann (19; 1,69), Jauernicherstr. 4, Görlitz, 8900

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete AR 1, 2, 12/1985, 1–5, 7, 8, 10, 11/1986, suche „practic" 5, 6/1967, 2/1968, 5/1969: Hans-Heiner Schulze, Planetenweg 22, Magdeburg, 3033 – Biete ungebaute Plastflugzeugmodelle M 1:72 Avia B-35/B 534, Letov S-328, MiG-19, Il-10, LWS Czapla, L-39, suche MiG-23/25/27, Mi 8/14: K. Falke, Mühlenweg 5d, Bernburg, 4350 – Biete Bildband „Gefechtsbereit", MTH „Jagdflugzeuge", „Kanonen und Haubitzen", „Schützenpanzer", Fußballwimpel von Energie Cottbus, BFC Dynamo, Vorwärts Stralsund: Steffen Hammer, Nossener Str. 10, Siebenlehn, 9216 – Biete „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 2 und 3, Bildband „Der zweite Weltkrieg", suche Marine- und Fliegerkalender vor 1979, J. Mader „Die Jagd nach dem Narbengesicht", „Das Geheimnis von Huntsville": Klaus-Dieter Klatt, Graskammer 1A, Bergen 2330 – Suche Fliegerkalender 1972: Peter Schaefer, Huystr. 24, Halberstadt, 3600 – Suche AR 1–9/86: Uffz. Kai Zeiler, PF 26366/c, Prora, 2352 – Biete FR ab 1980, AR-Typenblätter ab 1975 (außer Raumflugkörper), VA-WT-Lexikon ab 1977: Andreas Albrecht, Saxdorfer Str. 26, Koßdorf, 7901 – Biete Eyermann „Luftspionage" I u. II, suche „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 6, „Geschichte des zweiten Weltkrieges" Bd. 7, „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges", „Deutschland im ersten Weltkrieg" Bd. 1, 2, 3 sowie Krim.- u. Abenteuerromane: Peter Schumann, Str. d. Befreiung 82-E, Coswig, 8270

ARMEE-RUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 430 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Titelbild: Manfred Uhlenhut

Redaktionsschluß dieses Heftes: 19.02.1987

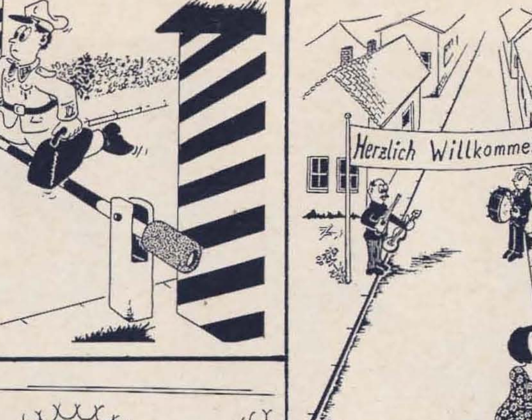
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 430 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Irren ist menschlich *tröstet uns Peter Dunsch*

▶ „Prima! Das nehmen wir gleich fürs Sportabzeichen!"

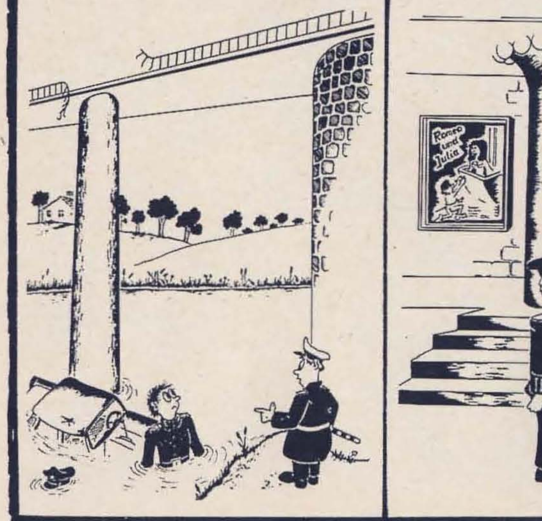
▼ „Wenn Sie noch ein bißchen im Wasser bleiben wollen, schreib ich auch gern ‚Kapitänleutnant' ins Protokoll, Genosse Hauptmann!"

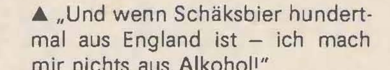




◀ „Glaub mir doch, Heiko, die Puhdys sind auf Tournee und die Plattfööt konnten heute auch nicht!"

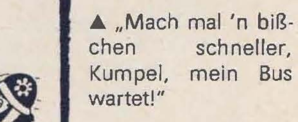






▲ „Und wenn Schäksbier hundertmal aus England ist – ich mach mir nichts aus Alkohol!"





▲ „Mach mal 'n bißchen schneller, Kumpel, mein Bus wartet!"

◀ „Klar, du bist der Fuchs in Topographie, aber wie Spreewald sieht das hier nicht aus!"

31036
ISSN 0004–2277

Freude für Auge und Ohr



GALINA

Bild: Günter Gueffroy